

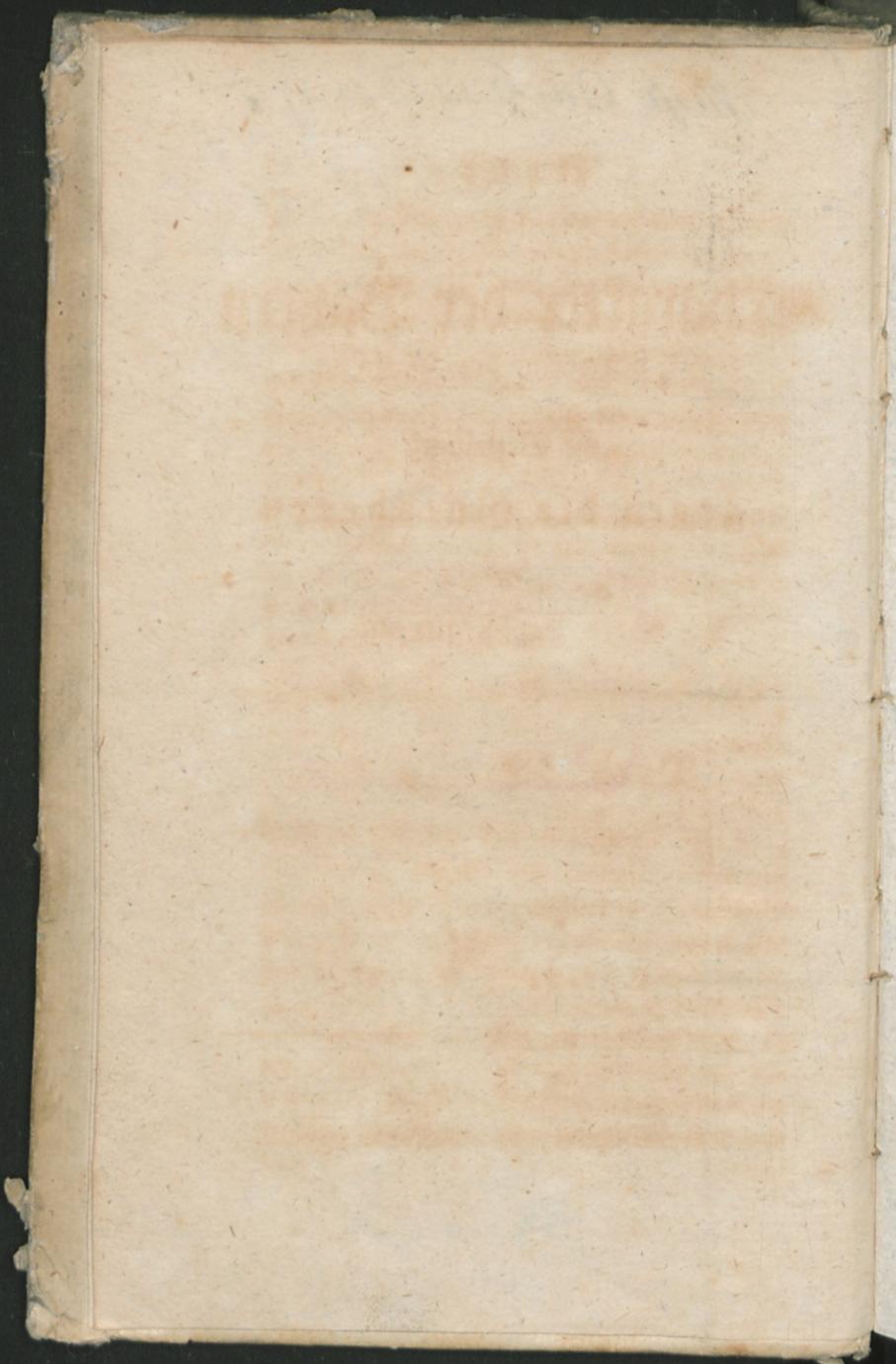
00

00

Z. o. 18.

Mess Ori G. u. D. n. 9,





2

Räsonnements,
Paradoxen, Charaktere,
Proiekte,
und
Vorreden ohne Buch
nebst
zweien Dedikationen.

Eine
Mäscherei für die Modewelt.



Berlin, Frankfurth und Leipzig, 1786.

VI

V o r r e d e .

Der Autor dieser Schrift, der mein recht sehr guter Freund war, mir aber leider zu frühe gestorben ist, hat diese zerstreuten und einzelnen Aufsätze größtentheils auf Reisen geschrieben, und man kann sie einigermaßen als Resultate von dem ansehen, was er bei verschiedenen Gelegenheiten beobachtet, bemerkt, gedacht, gebilliget, oder besser gewünscht hat. Er hatte in seinen jüngern Jahren das Glück gehabt, in Gesellschaft eines jungen Herrn, dessen Hofmeister er war, ziemlich weitläufige Reisen machen zu können. Auf denselben wurde er unter andern mit verschiedenen Charakteren bekannt, und lernte besonders in katholischen Ländern manchen lächerlichen oder traurigen

Mißbrauch kennen, welcher natürlich einem Protestanten sehr auffallen mußte. Daher rühret es, daß er in einigen der gegenwärtigen Aufsätze Charaktere schildert, welche in unsern Gegenden eben nicht sehr bekannt sind, und daß sich darin manches auf Lokalumstände bezieht, die er aber in einigen unter dem Texte angebrachten Anmerkungen erläutert *). Daß die Szenen, welche er entwarf, nicht als Lust- oder Trauerspiele beurtheilet werden dürfen, sondern daß er nur Charaktere und Mißbräuche in Dialog darzustellen wollte, das sieht man von selbst. Ob er richtig gezeichnet habe können weder ich, noch andere, die keine Reise gethan haben, sondern bloß diejenigen entscheiden, welche die Sitten und Gebräuche derjenigen Gegenden genau kennen, aus welchen diese
Schil-

*) Die Charakter-Stücke, wovon der Herr Herausgeber hier redet, sind durch einen sonderbaren Zufall verlohren gegangen.

Ann. des Setzers.

Schilderungen genommen sind. Indessen ist Wahrheitsliebe jederzeit der herrschende Ton im Charakter meines Freundes gewesen, und ich glaube, daß er sich auch hierin gleich geblieben. Uebrigens sieht man aus dieser Schrift, daß er zuweilen seine eigene Art zu denken gehabt, und die Dinge manchmal aus einem ganz andern Gesichtspunkte als gewöhnlich geschieht, betrachtet habe; eben daher scheint er hier und da ins Paradoxe verfallen zu sein. Aber je paradoxer etwas ist, desto mehr verdienet es, meines Erachtens gelesen, untersucht und geprüft zu werden. Mit der Wahrheit wäre man niemals viel weiter gekommen, wäre nicht zuweilen ein Mann über die gewöhnliche Landstraße weggetreten. Aufgeworfene Zweifel, gewagte Sätze, ja sogar falsche Meinungen, über welche sich die Bewohner eines halben Erdbodens ärgerten, gaben manchmal erst Anlaß weiter nachzuforschen, und dadurch fand man dann endlich die Wahrheit. Mich dünkt, es sei allemal nützlich, sich in Untersuchun-

suchungen über den Werth oder Unwerth einiger Dinge einzulassen, deren Güte die Welt, vielleicht, weil sie sich so lange im Besiz erhalten haben, für entschieden hält.

Wie gerne wollte ich bei dieser Gelegenheit meinem Freunde, der so ziemlich Philosoph, aber ein ungleich grösserer Menschenfreund war, die letzte Ehre erweisen, und seinen Namen nennen, wenn nicht gewisse Familienverhältnisse, mit welchen seine in Wahrheit wunderbare Lebensgeschichte einigermaßen verwebt war, mir geböten, ihn zu verschweigen! Ewig sei ihm mein Andenken und meine Thräne geweiht!

der Herausgeber.

Inhalt:

Inhalt:

I. Råsonnements, Paradoxen und verschiedene Einfälle:

Aufklärung	=	=	=	Seite 3
Autor, (siehe Hunger.)				
Gesetz und Recht	=	=	=	10
Jungfer, (ist ein Nomen obsoletum.)				
Liebe	=	=	=	31
Testament	=	=	=	32
Profelyt	=	=	=	34
Eklaven	=	=	=	38
Kindermord	=	=	=	40
Waisenhaus	=	=	=	42
Findelhaus	=	=	=	44
Die Ehe	=	=	=	44
Unehliche Kinder	=	=	=	51
Erziehung	=	=	=	54
Nichts	=	=	=	59

II. Cha

VIII Inhalt.

II. Charaktere:

Die Emigranten = = Seite 61

III. Vorreden ohne Buch:

Verlassenschaft eines Autors aus den
schreibseligen Zeiten = = 83

Geschichte der Jesuiten = = 89

Dedikationen:

An den Perückenstock des Herrn Gene-
ralsuperintendenten zu *** = 96

An den Herrn Bürgermeister Handfest 98

IV. Projekte:

Soldat = = = 100

Zeitungen = = = 116

Rezensionen = = = 130

Das Recht der Erstgeburt = 137

Hofnarren = = = 139

Lord Montague = = = 142

Schmeicherei = = = 143

Die mit Hänsgen und Bretgen, Hans-
wurst und St. Anton von Padua
gezierten Maibäume = 146

Kontrabande = = = 147

Räsonnements,
Paradoxen, Charaktere, Projekte,
und
Vorreden ohne Buch
nebst
zweien Dedikationen.

Ständemehr,
Herrn Abgeordneten,
am
18. März 1848
in der
Kammer der Abgeordneten
in Berlin



I.
Räsonnements,
Paradoxen und verschiedene Einfälle.

Aufklärung.

Aufklärung? Ich kenne nichts in der Welt, was diesen Namen verdiente. Es ist ein Modewort unserer Zeit, und die Sache selbst, die das Wort ausdrückt, wo soll man die suchen? In den Kabinetten der Grossen? in den Pallästen der Reichen? in den Studierstuben der Gelehrten? in den Gerichtshöfen? auf der Kirchenkanzlei? auf dem Schulkatheder? So müßte es keinen Despotismus, keine Unbarmherzigkeit, keine gelehrten Kriege, keine Advokaten und Rechtsverdrehungen, keine katholische und protestantische Hildebranderei, keine Wortklaubereien, keine Verkezzungen, Verfolgungen, Verläumdungen, Betrüge, Meineide, Zubenstreichs und Thorheiten mehr geben. Strafgesetze wären überflüssig, denn wo Aufklärung herrschet, giebt es keine Müßiggänger, keine Bettler, keine Diebe und andere Verbrecher mehr. Das Brodverzehrende Personal der Polizeibeamten, der Justizverwalter, der Kriminalrichter würde auf ein kleines Häufchen zusammenschmelzen.

I. Râsonnements, Paradoxen

Man schreibt noch heut zu Tage eine Menge Bücher, um Menschen etwas nützlich zu lehren oder zu bessern. Man macht noch Gesez auf Gesez; man spricht noch immer von bessern Erziehungsplanen, und macht neue Anstalten. So lange dieses geschieht, können wir nicht sagen, daß wir aufgeklärt sind. Alle diese Anstalten sprechen laut, daß wir es nicht sind; wären wir es wirklich, so wären sie überflüssig.

Ihr Herrn Philosophen und Schriftsteller jammert immer, daß die Welt so wenig aufgeklärt, daß sie nicht besser ist. Bedenkt, daß ihr wider eine Sache eifert, ohne dessen Dasein ihr vor dem alltäglichen Menschen keinen Vorzug haben würdet. Danket es vielmehr euren Brüdern, den Menschen, daß sie thörichter sind, als ihr seid, und euren Werth durch ihren Unwerth erhöhen. Es wäre um eure Lieblingsneigung gethan, wenn die Welt so wäre, wie ihr sie wünschet. Worüber würdet ihr dann mehr philosophiren, worüber schreiben können, wenn die Welt schon so wäre, wie sie sein sollte? Eure angenehmste Empfindung, das Gefühl besserer Einsichten, wäre dahin.

Wünschet das nicht, ihr Herrn Autoren, daß die Welt vollkommen klug sei, wosern ihr nicht eurem eigenen Handwerk Eintrag thun wollt. Alle Papiermühlen würden in Verlegenheit sein; Schriftgießer, Buchdrucker, Buchhändler und Buchbinder würden ewig blauen Montag haben. Und ihr? — Wäre die Welt aufgeklärt, so würde sie eurer guten

ten Schriften nicht bedürfen, und euer schlechtes Geschreibe nicht kaufen.

Es müßte ein Wunder sein, wenn der immer unter schweren Arbeiten schwizzende Bauer, falls auch er aufgeklärt wäre, nicht einmal seinen hochfreiherrlichen Richter an den Pflug hinspante, um ihn auch einmal fühlen zu lassen, wies einem Bauern zu Muth sei, und sich indessen an seine Stelle auf das Ruhebetto hinsetzte. Es müßte wunderbarlich zugehen, wenn nicht in einem solchen Falle eine halbe Armee mitten im Exerzieren das Gewehr niederlegte und davon ginge. Die Akademie hatte so unrecht nicht, als sie die Preisfrage aufwarf: Ob es erlaubt sei, das Volk zu täuschen? Es ist alles Täuschung auf der Welt, und so lange Ungleichheit des Standes, Ungleichheit des Vermögens herrscht, muß Täuschung sein. Die Ungleichheit des Standes hat die Vernunft in Fessel geschmiedet. So lange sie diese trägt, ist sie Sklavin der Ungleichheit, Sklavin des Vorurtheils, welches diese Ungleichheit gebirgt und erhält; und so lange sie der ihr eigenthümlich und rechtmäßig zukommenden Freiheit, sich über jedes Vorurtheil wegzuschwingen, beraubt ist, so lange sie sich täuschen lassen muß, fällt die Aufklärung — in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes weg.

Ihr lärmet immer, ihr Weltverbesserer, über Aberglauben und Vorurtheile des gemeinen Mannes. Räsonniret sie immer aus seinem Kopf hinaus; wird er darum tugendhafter, besser, vergnüg-

gnügter, glücklicher? Lasset ihm immer seinen Glauben, seine Anhänglichkeit an alberne Dinge, wenn er nur übrigens ein ehrlicher Mann ist. Was verschlägt's, ob er ein Märchen glaubt, oder nicht, ob ein Ding, das auf seinen moralischen Charakter keinen Einfluß hat, in seinen Augen schwarz oder weiß ist, ob er Doktor Luthern für einen Heiligen hält, oder für einen Schwärmer, ob er sich einbildet, die römische Kirche sei unfehlbar, oder ein Gebährhaus der stupidesten Einfälle; die theologische Lehre von der göttlichen Gnade sei ein heiliges Geheimniß, oder Grille eines müßigen Kopfes, die dogmatischen Ausprüche der Kirchenväter seien Orakel der Weisheit, oder mitleidswürdige Ausprüche des Wahnsinnes. So lange Meinungen ihn nicht bestimmen, besser oder schlimmer zu handeln, ist's immer einerlei, ob er dieser oder jener zugethan ist.

Ich lernte einen Herrn kennen, welcher im Rufe einer sehr grossen Aufgeklärtheit stand. Er war mit den besten Schriften der Alten und Neuern bekannt, war der wärmeste Freund der Wissenschaften, und sprach immer von Aufklärung und Philosophie. Sein Kopf machte auch wirklich der Philosophie Ehre; nicht so sehr aber sein Herz. Er sprach zwar durchgehends sehr vernünftig, alle seine Urtheile waren gründlich; er dachte über alles nach, untersuchte alles, legte überall die gesunde Vernunft zum Grunde, und nahm nichts an, glaubte nichts, was er nicht zuvor genau geprüft hatte. Er war weit über alle Aberglauben,

glauben, Vorurtheile und Lieblingsmeinungen der Menschen weg. Aber er war dabei im höchsten Grade hochmüthig, eitel, von sich selbst eingenommen, konnte fremden Ruhm, fremdes Lob schlechterdings nicht ausstehen, und suchte einen jeden zu stürzen und sich an ihm zu rächen, der mit ihm auf gleichen Wegen den Wettlauf um den Beifall der Welt lief. Zudem war er arglistig, falsch, ein ungetreuer Freund, und machte sich wenig daraus, einen andern zu betrügen, und sich auf Kosten desselben gute Tage zu machen. Beschämt und niedergeschlagen über diese traurige Entdeckung, die ich gemacht hatte, schlich ich aus seiner Gesellschaft, ging ins nächste Dorf, und sprach bei einem Bauern zu. Der Mann saß eben an einem Tische, und erzählte seinen Kindern, und Knechten, und Mägden, die um ihn herum versammelt waren, Gespensterhistorien. Er sprach von alten Schlössern, worin niemand mehr wohnen kann, weil es da spuket, und alle Nacht ein Geist mit Ketten die Treppen auf und ab raffelt, und in den Zimmern mit Steinen herumwirft; von einem Baron, welcher seine Unterthanen unterdrückt hatte, und weil er nach seinem Tode alle Abende in einer scheußlichen Gestalt im Dorfe herum ging, und die Einwohner beunruhigte, auf das Moos hinausgeschworen worden; von Hexen, welche seines Nachbarns Kind verzaubert, und einst ein grauliches Hagelwetter, das alle Früchte verheerte, gemacht hatten. Ich lernte an ihm einen im höchsten Grade bigotten und abergläubischen Mann kennen, der den albernsten

bernfte Meinungen in Religionsfachen von ganzem Herzen ergeben, und für die unnützeften Andächteleien eifrigft eingenommen war; kein Fünkchen einer freieren, gefündern Denfungsart oder eines Unterfuchungsgeiffes war an ihm wahrzunehmen. Er befaß aber dafür andere Eigenfchaften, welche den Mangel einer beffern Denfungsart im reichen Maaße erfezten; er war ein Menfchenfreund in der firengften Bedeutung diefes Wortes. Ich war kaum in feine Stube getreten, als er mich mit der größten Freundlichkeit bewillkommete, und mir Milch und Butterbrod auffezen ließ. Während daß er feine Märchen erzählte, kam ein armer Nachbar zu ihm, und klagte ihm feine Noth. Allogleich ftund er auf, und gab ihm Getraide, Mehl und Butter unentgeltlich nach Hause. Er war bei aller feiner Leichtgläubigkeit der redlichfte, aufrichtigfte Mann, der nicht nur keine Seele beleidigte, fondern alle Nothleidende, die er kannte, mit Wohlthaten überhäufte. Welcher aus diefen beiden ift wohl aufgeklärter, der Philofoph mit feinem aufgeheiterten Verftande und feinen böfen Leidenschaften, oder der einfältige, abergläubifche Bauer mit feinem guten Herzen?

Wenn fich die Philofophie bloß mit unfrem Verftande befchäftiget, wenn die Aufklärung nicht zugleich aufs Innere des Menfchen wirkt, wozu nützet fie? Gebet euch doch keine Mühe, den Menfchen zum verftändigen Schurken zuzuführen. Es bringet der Menfchheit immer noch weniger Schande, wenn die Menfchen aus Mangel der

der Einsicht hie und da fehlen, als wenn sie bei aufgeheitertem Verstande, bei hellen Einsichten Schurken sind. Man hat die Männer, die uns, um uns vom Laster abzuschrecken, eine Hölle voll sinnlicher Qualen und körperlicher Martern vormalten, Betrüger genannt. Vielleicht waren sie vielmehr Kenner des menschlichen Herzens. Jeder Stand hat seinen eigenen Kappzaum des Lasters, und jeder Stand muß seinen eigenen haben. Dem von Natur Kurzsichtigen muß man eine Brille aufstecken, damit er das deutlich sehe, was er sehen soll; und wessen Nerven zu stumpf sind, das Rührende einer sanften Melodie zu empfinden, den muß Korybantengeschrei aus dem Seelenschlafe reißen. War nicht an allen Orten und zu allen Zeiten ein Unterschied zwischen Weisen und Pöbel? Raubt diesem das, was ihn zum Pöbel macht, er wird euch darum kein Weiser werden. Ein Ungeheuer wird er werden, denn ihr habt ihm seine Bewegungsgründe zu handeln geraubt.

Freilich ist ein Bißchen demüthigend für das Menschengeschlecht, für Wesen, die mit höhern Fähigkeiten begabt sind, daß sie nicht alle sind, vielleicht nicht alle sein können, was der Erhabnere ist, daß es unter denselben Stufen der Weisheit giebt, und daß man ihnen, wie Kindern ein Zuckerbrod geben muß, um sie zu stillen. Es ist allerdings edler, würdiger, wenn Erkenntniß des Schönen, als wenn Hoffnung einer Belohnung, oder Furcht vor der Strafe der Bewegungsgrund unserer Handlungen ist; eine uneigennützigte Tugend ist allemal eine grössere

größere Tugend. Wessen Verstand dieser erhabenen Erkenntniß fähig, und für höhere Wahrheit empfänglich ist, dessen Bildung vernachlässige man ja nicht; diesen kläre man auf. Nie gehe man kalt und gleichgültig vor ihm vorbei, und sage: der Mensch bleibt doch, was er ist; handelst doch als ein rechtschaffener Mann, wenn ers auch nicht aus einem höhern Bewegungsgrund thut.

Aber Mißbräuche wegräumen heißt noch nicht, Weisheit an ihre Stelle setzen. Jenes ist leicht, dieses mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft. Und darum gehet es mit der Aufklärung immer den Schnecken gang; denn aufklären heißt nichts anders, als Weisheit an die Stelle der Mißbräuche setzen. Man hat zur Aufklärung sehr viel geschrieben, aber sehr wenig gethan. Man findet die Aufklärung noch zur Zeit nur auf gedrucktem Papier; man darf sie noch nicht unter den Menschen suchen.

Autor.

Siehe das Wort: Hunger.

Gesez und Recht.

Wenthalten tragen unsere Gesezze das Zeichen an ihrer Stirne, daß sie sich immer nur mit dem Außerlichen des Menschen beschäftigen, nie das
In=

Innere desselben zu ihrem Gegenstande machen. Wie mangelhaft und unvollkommen sind sie in diesem Stücke! Wie wenig Glückseligkeit sind sie hervorzubringen im Stande!

Was sind Gesetze? Sind sie etwas mehr als bloße Formeln, erfunden und abstrahirt aus den äussern Bedürfnissen der Menschen, und sich auf diese wieder beziehend; oder sollen Sie wenigstens etwas mehr sein? Welches ist ihre wesentliche Eigenschaft, welches der charakteristische Zug, der sie zum unentbehrlichen Bedürfnis der Menschheit macht? Und worin besteht also ihr vornehmster Zweck?

Des Menschen erstes Bestreben; seines Daseins erstes, nothwendigstes Bedürfnis ist froh zu sein. Sein Streben nach Glückseligkeit, nach Vervollkommung seines eigenen Zustandes, ist nichts anders, als Streben nach Freude. Warum nennet man den einen Zustand des Menschen Glückseligkeit, den andern nicht? Weil der eine in uns angenehme Empfindungen hervorbringet, der andere nicht. Die Summe angenehmer Empfindungen gewähret uns Vergnügen, und einen Zustand, worinn wir viel Vergnügen genießen, nennen wir Glückseligkeit; denn ein aus solchen Empfindungen entsprungener Zustand entspricht einzig und allein den Wünschen und Forderungen jenes ersten und mächtigen Triebes, den wir alle in uns fühlen, des Triebes der Selbstliebe.

Was

Was bringet aber diese angenehmen Empfindungen in uns hervor? Was ist die Quelle derselben? Nichts anders, als Thätigkeit; sie sind nichts anders, als Resultate der Bewegung, in welche wir unsere Kräfte setzen. Je feiner, und dieser Bewegung empfänglicher also diese Kräfte sind, je mehr solcher Kräfte zu gleicher Zeit in Bewegung gesetzt werden, desto stärker sind die Resultate der Bewegung, die angenehmen Empfindungen; desto grösser auch der aus denselben entspringende angenehme Zustand, oder die Glückseligkeit. Die Glückseligkeit wird grösser, je mehr und deutlicher wir uns der angenehmen Empfindungen bewußt sind, je mehr dieselben mit angenehmen Ideen verknüpft sind, sich selbst durch diese vervielfältigen, und sich auf einen Punkt konzentriren. Bei einer Empfindung also, womit unsere höhern Seelenkräfte nichts oder wenig zu thun haben, die aus blosser Bewegung entsteht, das heisst, bei bloss thierischen Thätigkeiten, befinden wir uns zwar wohl, wir empfinden zwar ein Vergnügen; aber bei weitem nicht in so hohem Grade, als wenn sie mit Vorstellungen verknüpft, und vom Denken begleitet werden. Diese erstern Thätigkeiten finden sich auch bei dem Thiere ein, ohne daß dieses eines wahren Vergnügens, woraus Glückseligkeit entspringet, fähig ist. Ein Vergnügen ohne Bewußtsein, ein nicht von Vorstellungen abhängiges Vergnügen ist eben darum, weil die vorzüglichste Würze desselben, die Erkenntniß davon fehlt, ein dunkles, unvollkommenes, nur halbes Vergnügen, ist, wenn ich mich so ausdrücken darf.

nur

nur körperliche Friction. Folglich ist wahres, stärkeres Vergnügen in der Thätigkeit geistiger Kräfte zu suchen. Werden die geistigen Kräfte in Bewegung gesetzt, so entsteht geistiges Vergnügen, und eine Reihe solcher Vergnügen machet eigentlich den Zustand der Glückseligkeit aus, welche diesen Namen in wahren Sinne verdienet.

Diese Sätze enthalten nichts neues; sie sind bekannte, längst erfundene Wahrheiten. Aber je bekannter sie sind, desto bestreudender ist's, daß die Gesezgeber der Welt sie, wenigstens wenn man den Inhalt ihrer Geseze betrachtet, so wenig gekannt zu haben scheinen. Nirgends leuchtet eine Spur hervor, daß sie dieselben bei ihren Verordnungen zum Grund gelegt haben. Und doch sollen sie unmittelbar auf diese gebauet sein, wenn sie Frucht bringen, und ihrer Bestimmung entsprechen sollten. Was sind Geseze, oder warum sind sie zugegen? Was sollen sie leisten? Geseze sind nothwendige, aus der Natur und dem geselligen Leben entspringende Verhältnisse eines Menschen gegen einen andern Menschen; sie sind, wenn man bis auf den Grund der Sache hineinsieht, eine Fortsetzung der Erziehung. Da wo die Aeltern oder Lehrer des Menschen aufgehört haben, fährt der Staat fort, oder soll wenigstens fortfahren, die nöthigen Eindrücke, die die frühere Erziehung gemacht hat, zu erhalten, sie zu verstärken, oder die neuen Verhältnisse, in welche Alter und neue Lebensart den Menschen setzt, zu bestimmen.

Etwaeder

Entweder sind die Gesezze zum Besten aller Menschen ohne Unterschied, oder nur zum Besten einzelner Menschen, die sich Beherrscher nennen, da. Nimmt man das letztere an, so sind sie unbillige Mißbräuche, Fessel, welche freigeborner Menschen nicht würdig sind. Sind sie für alle da, so muß ihre Wirkung so edel sein, als es ihr Zweck ist. Dieser ist kein anderer, als der Zweck der Erziehung: Gründung, Erhaltung, Beförderung der menschlichen Glückseligkeit. Sollen sie Glückseligkeit gründen, oder befördern, so müssen sie sich unumgänglich mit dem Innern des Menschen abgeben; denn dieser Zustand kann nicht anders als durch Vergnügen, oder durch eine Reihe angenehmer Empfindungen, Vergnügen aber nicht anders als durch Thätigkeit theils thierischer, theils, und vorzüglich geistiger Kräfte des Menschen erhalten werden.

Den Gesezzen liegts ob, den Menschen in seiner Wallfahrt zum Tempel der Glückseligkeit zu leiten, zu unterstützen. Sie sollen ihm das Geschäfte, sie zu sünden, erleichtern, ihm da, wo er zu schwach ist, sie mit eigenen Kräften zu erhalten, mit den andern beistehen, das Mangelhafte, das sich hier und da in seiner Art, sich um sie zu bewerben, findet, durch ihre eigene Kraft ersetzen, und die Lücken, die es hier und da giebt, ausfüllen. Ist der Mensch schon an sich selbst fähig, sich durch eigene Kraft in den Zustand der Glückseligkeit zu versetzen, so bedarf er keines Gesezses; so ist das Gesez ein unnützes, überflüssiges, lästiges Ding; so verlieret die Maschine durch diesen unnöthigen Zusatz eines neuen Trieb-

Triebades seine Simplizität, seine Originalität, und mit dieser vielleicht seinen eigenen Gang, seine Wirkung. Ein Gesetz machen, wo man keines Gesetzes bedarf, ist gewiß schädlicher, als da, wo dasselbe nothwendig ist, keines machen. Die Einführung eines Dinges, welches zuvor nicht existirte, macht unsere Aufmerksamkeit rege, und führet uns unvermerkt auf die Idee des entgegengesetzten Dinges; es reizet unsere Einbildungskraft, und mit dieser unsere Neigung zum Besondern; wir geben ihr endlich nach, und thun etwas, das wir, wenn man uns nicht durch Festsetzung des Gesetzes daran erinnert hätte, niemals gethan hätten. Das Gesetz ist also für Menschen, welche an sich nicht im Stande sind, die Glückseligkeit, nach welcher doch ein jeder aus dem unwiderstehlichen Naturtriebe ringet, aus eigener Kraft ganz, das heißt, den einem Menschen möglichst höchsten Grad derselben zu erreichen.

Ist dieses, ist Vereitung des möglichst höchsten Grades von Glückseligkeit der Gesetze erster und letzter Zweck, so müssen diese den Menschen innerlich gut machen. Denn nur von innerlich guten Menschen kann man sagen, daß sie im vollkommenen Genusse dieses Zustandes, daß sie des höchsten Grades von Glückseligkeit, den ein Mensch erreichen kann, fähig sind. Bei solchen Menschen sind mehrere Seelenkräfte thätig, als bei andern; nämlich auch die feinem und höhern; Vergnügen entstehet bei solchen Menschen nicht blos aus Bewegung; sondern es ist mit Bewußtsein, mit Denken verbunden;

den; diese feinern geistigen Kräfte sind auch so zu sagen, reizbarer, einer lebhaftern Thätigkeit fähiger, sind auch weit edler; also ist ein Vergnügen, das aus Erkenntniß der Wahrheit, aus Bewußtsein des Guten kömmt, weit grösser, als ein anders, und folglich der Zustand der Glückseligkeit, der als Resultat aus diesen Prämissen fließt, weit gründlicher, lebhafter, und eines weit höhern Grades. Das Maaß unsers Vergnügens, folglich das Maaß unserer Glückseligkeit verhält sich immer nach der Summe der zu diesem Zwecke zusammenwirkenden Ursachen; und nach allen Beobachtungen der Psychologen ist die Mehrheit derselben immer auf der Seite der guten Menschen.

Gesetze sind also moralischen Gehaltes, oder sollten es wenigstens sein. Sie sind da, um uns glücklich zu machen, folglich müssen sie uns zu guten Menschen bilden, weil nur unter solchen die höchste menschliche Glückseligkeit möglich ist. Um gute Menschen zu bilden, muß die Gesetzgebung Erziehung sein. Der Gesetzgeber muß eben das thun, was der Lehrer im Philantropin thut, muß es mit eben der Sorgfalt, mit eben der Klugheit und Kunst thun, wie jener, muß eben so psychologisch zu Werke gehen, und sich der Herzen bemeistern können.

Eine Gesetzgebung, die dieses nicht thut, oder nicht kann, ist keine Gesetzgebung; Gesetze die in blossen Macht- oder Rechtsprüchen bestehen, sind keine Gesetze, so wenig als trockene moralische Regeln, die der Lehrer dem Jüdling vorsagt, und sich von ihm wieder vorsagen läßt, Bildung des Herzens sind.

sind. Ihnen fehlet das Wesentliche, was ihren Beruf ausmacht, was ihnen ihren entschiedenen Werth giebt, unausbleibliche, nothwendig folgende Wirkung.

Wie viele solcher Gesezze (ich rede von menschlichen Gesezzen) zählet wohl dermal die Welt? Man darf nur einen Blick auf sie und auf ihre Bewohner werfen, um auf eine sehr traurige Art überzeugt zu werden, daß Gesezze noch zur Zeit blosser Wortschall, blosser Register sind, die der Staat am grossen Klavikord der Völker ziehet, um wenigstens dem Aeußern, dem Ohre derselben gewisse nothwendige, oder nothwendig scheinende Töne zu vernehmen zu geben. Wie wenig Tugend sind sie hervorzubringen im Stande! Selbst das Bißchen Gutes, was hie und da in Rücksicht auf menschliche Gesezze, was als Erfüllung derselben geschieht, ist größtentheils nur Gutes aus Heuchelei gethan. Wie selten ist es freie Handlung, wie selten Handlung aus Neigung! Laßt dem Gesezze sein altes, mürrisches Aussehen, seinen trocknen, aufdringenden Ton, laßt ihm den Schein eines Zwanges, den es gemeiniglich in den Augen der Menschen hat; ihr werdet damit in Ewigkeit keine große Wirkung erleben, keine großen Thaten oder guten Entschliesungen unter dem Volk erwecken. Mit Machtsprüchen kann man nicht überzeugen; und ohne Mittheilung einer innerlichen Ueberzeugung keine Neigung zu irgend einem Dinge hervorbringen. Und so lange man einem Gesezze nicht aus Neigung gehorchet, so lange bringet die Erfüllung desselben keine so angenehme, wenigstens

B

nicht

nicht so viele angenehme Empfindungen in uns hervor, und so lange dieses nicht geschieht, kann durch dasselbe die Beförderung der größten menschlichen Glückseligkeit nicht erzielet werden, die es doch seiner Natur nach erzielen sollte. Es bleibt in dieser Lage bei dessen Erfüllung immer die Idee mit verknüpft, daß ein Ding, wozu man verbunden ist, lästlich sei. Dieser Begriff vermindert wenigstens das Angenehme, womit uns unsere Handlung erfüllen soll. Alles, was Zwang verräth, hassen und fliehen wir, denn wir haben eine angeborne Liebe zur Freiheit. Was dieser widersteht, oder nur zu widerstehen scheint, vermindert unsere Glückseligkeit, weil wir diese größtentheils in die Befriedigung unserer vernünftigen Naturtriebe setzen. Zwang setzet eine zu vermuthende Weigerung des Gegentheiles voraus, und diese erzeuget den Begriff, daß ein Ding, welches zu thun man sich weigern kann, uns nicht angenehm, unserm Zustande nicht angemessen sei. Wir thun also ein Ding, das uns auf solche Art geboten wird, nicht gerne, wir thun es, weil wir müssen, thun es aus Heuchelei. Wie kann bei dieser Verfassung ein Gesetz, solange der Begriff von Zwang mit verbunden wird, ein Bewegungsgrund zum Guten werden?

Unsere meisten Gesetze sind Strafgesetze. Schon dieser Umstand macht ihren Inhalt unter dem gemeinen Haufen nicht sonderlich empfehlungswürdig. Man gehorchet aus Furcht, nicht aus Ueberzeugung; man gehorchet nur in dem Falle, da man beobachtet zu werden vermuthet. So bald

halb eine Wahrscheinlichkeit da ist, daß man das Gesetz unbemerkt, und folglich ungestraft übertreten könne, wird es auch übertreten werden. Was sollen dann Strafgesetze bewirken? Der rechtschaffene, Tugendliebende Mann bedarf ihrer nicht, und den unedlen, niedrigen Menschen bessern sie nicht. Ersterer hat einen höhern Bewegungsgrund, gut zu handeln; und für den letztern, der keinen hat, ist dieser nicht hinlänglich. Noch nie hat ein Erzieher mit der Ruthe in der Hand, oder mit Stoßschlägen seinen wilden, unbändigen Zögling zum tugendhaften, das Gute liebenden Menschen gemacht, höchstens zu einem Menschen, der, weil ihm die Ruthe, oder die Stoßschläge zu lästig waren, das Böse unterlassen hat. Ist aber dieses, ist das Verlangen, daß das Böse unterlassen werde, der einzige, höchste Zweck der Gesetzgebung? Arme, verächtliche Menschheit, wenn keine Mittel vorhanden sind, dich zum Guten zu führen, als Zwangsmittel! Wenn man unter dir keine Liebe zum Guten hervorbringen kann, wenn man zufrieden sein muß, daß bloß das Böse unterlassen werde!

Es ist schon oft gesagt worden, daß Strafen kein untrügliches Mittel sind, das Böse zu hindern, daß der, der ein Gesetz übertreten will, sich die Strafe immer als sehr entfernt denke, daß er sich die Möglichkeit, über seiner Uebertretung nicht entdeckt und gestrafet zu werden, wo nicht wahrscheinlicher, doch wenigstens eben so wahrscheinlich vorstelle, als den entgegengesetzten Fall, und daß dieser

Begrif das Fürchterliche und Abschreckende der Strafe ziemlich aufhebe. Die allgemeine Erfahrung bestätigt diesen Satz. Gehet hinaus an den Galgen, an welchen ein Missethäter gehängt wird, und fraget ihn, was für Gedanken in ihm vorgiengen, was er für Schlüsse machte, als er ein Dieb wurde. Seine Antwort sei euch eine wichtige Lehre, ein großer Aufschluß, ein Antrieb, eure Gesetze zu reformiren. Während daß ihr euch mit ihm unterhaltet, schleicht ein anderer zu euch her, und stiehlt euch die Börse aus eurer Tasche. In Wahrheit ein schönes Beispiel von der Kraft eurer Gesetze!

Immer werden Strafgesetze auf Strafgesetze gehäufet, und immer werden neue Thorheiten und Laster begangen. Auch aus diesem Grunde ist unsere Gesetzgebung sehr mangelhaft, und legt ein feierliches Zeugniß ab, daß sie die Philosophie nicht zur Gehülfin ihres Geschäftes gewählt habe. Strafgesetze kommen in gewisser Rücksicht allemal zu spät. Was nützet ein Gesetz, welches eine so enge Bestimmung, einen so engen Wirkungskreis hat, und sich bloß auf geschehene Dinge einschränket? Kann es diese ungeschehen, unschädlich machen? Vorausgesetzt, daß die durch dasselbe auf den Uebelthäter fallende Strafe ihn bessere, ist hiedurch schon für das Wohl des Ganzen, für fernere Verbrechen, welche andere überhaupt begehen können, gesorgt? Ist der Schade, den das Verbrechen dieses einzelnen Menschen angerichtet hat, durch die Strafe ersetzt? Hat das Beispiel der Strafe un-

fehl-

fehlbar die Wirkung, welche man ihm beilegt, schreket es wirklich alle Menschen, unter allen Umständen ab? Ich glaube, wenige der Gesetzgeber haben, ehe sie sich an das Schreibepult hinfetzten, und die Diktatoren der Welt wurden, sich diese Fragen vorgelegt, und aus Erfahrung und Beobachtungen des menschlichen Herzens beantwortet. Die Zuverlässigkeit wenigstens, mit der sie ihrer Lieblingsidee diese unfehlbare Wirkung zuschreiben, und die darauf erfolgte entgegengesetzte Erfahrung beweiset, daß sie das menschliche Herz nicht zu Raathe gezogen, und ihre Sprüche nicht auf eine genaue Kenntniß desselben gebauet haben. Abschrekken mag das Anschauen der Strafe freilich, aber nicht allemal, aber nicht alle Menschen. Unstreitig werfet die Geschichte mehr Fälle auf, wo sie das nicht leistete, als solche, wo der Endzweck erreicht ward. Nur der schüchterne, furchtsame Mensch, nur der feige, unentschlossene scheuet sich, gegen ein Gesetz zu handeln, auf dessen Uebertretung eine Strafe gesetzt ist. Menschen von dieser Art denken sich aus Zaghaftigkeit und natürlicher Schwachheit das Böse, und folglich auch die Strafe immer wahrscheinlicher und näher, als das Gute, oder als die Hoffnung, derselben zu entgehen. Nicht so der kühne, entschlossene, harte und trozzige Mensch, der Wagehals, oder der Leichtsinrige, der sie manchmal verachtet, manchmal ihr trotzet, manchmal die größte Kaltblütigkeit gegen dieselbe bezeigt. Ihm ist sie entweder nicht wahrscheinlich, oder nicht fürchterlich. Das Anschauen
der=

derselben macht auf ihn keinen Eindruck. Es ist also sehr unphilosophisch, daß sich die Gesezze immer nur mit dem Menschen abgeben, der schon ein Verbrecher ist, und sehr selten mit dem Menschen in dem Zustande, wo er es noch nicht ist. Auf welche von beiden sollen sie mehr Aufmerksamkeit werfen? Wo ist mehr nöthig? Bei den erstern wird vielleicht wenig gebessert, bei den letztern aber kann sehr viel verhütet werden. Eine Gesezgebung, die bloß auf das sieht, sich bloß mit dem abzieht, was bereits geschehen ist, ist gewiß keine gute Gesezgebung, denn sie trägt dadurch zur Glückseligkeit des Ganzen sehr wenig bei. Eine wahre, gute Gesezgebung ist die, welche zwar auch geschehene Missethaten nicht übersieht, den Schaden, den sie verursachet haben, so viel es ihr möglich ist, zu vergüten suchet, vorzüglich aber es zum Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit, ihrer Spekulation und ihrer Anstalten macht, künftige Verbrechen zu verhüten, die Denkungsart und den Willen der Menschen so zu lenken, daß man der Strafen gar nicht bedarf. So lange die Gesezgebung nicht vorzüglich diesen Punkt beherzigt, so lange sie sich nicht mit der großen Kunst bekannt macht, das Volk ohne äussern Zwang zum Guten zu lenken, so lange darf sie sich ihrer Macht und Grösse nicht sehr rühmen. Unstreitig muß sie Grif ins Innere des Menschen sein.

Heißt das aber nicht zu viel gefodert? Ist eine solche Verfassung auch möglich, oder ist's bloßer Traum eines Menschenfreunds? Ich denke, nein;

nein; ich denke, die Wahrheit und die Erfahrung ist auf meiner Seite. Die Möglichkeit einer solchen Verfassung beweiset uns die Geschichte dadurch, daß sie uns lehret, daß es zu verschiedenen Zeiten schon eine ähnliche, wenigstens in einzelnen Punkten gegeben habe. Ich will ein Paar Beispiele davon anführen; sie können theils als Beweise dienen, daß eine kluge Gesetzgebung, wenn sie sich der nämlichen Methode, der nämlichen Kunstgriffe und Beredsamkeit, wie die geschickten Erzieher, bedienet, sich die gewünschte Wirkung am ehesten versprechen kann, theils als stille Winke betrachtet werden, wie sich der Gesetzgeber betragen, welche Triebfedern und Bewegungsgründe er aufsuchen, und welchen Ton er anstimmen soll, um dem Guten Eingang in die Herzen seiner Untergebenen zu verschaffen.

Ein gewisser König in Frankreich sah einst, daß sich durch eingerissenen Luxus und Kleiderpracht in seinem Königreiche zugleich ein großes Verderbniß der Sitten verbreitete. Dies befremdete ihn, und er beieferte sich, dem Uebel Einhalt zu thun. Er machte ein Gesetz, kraft welchem einem jeden prächtige Kleider, deren Kostbarkeit über seinen Stand war, zu tragen verboten ward. Das Gesetz ward kund gemacht, und die prächtigen Kleider wurden getragen, wie wenn es nie verboten gewesen wäre. Kein Mensch hatte einige Achtung dafür; niemand befolgte es. Der König sah dieses, merkte, wo das Mangelhafte desselben stak, und sann auf ein Mittel, seinem Gebote mehr Wirksamkeit

keit und Nachdruck zu geben. Er ließ eine zweite Verordnung öffentlich kund machen, welche folgenden Inhalts war: „Prächtige Kleider zu tragen sei niemals der Vorzug eines vornehmen, oder eines rechtschaffenen Menschen gewesen. Künftig also sei es allen Menschen verboten, solche zu tragen, ausser Betrügern, Schelmen und lieberlichen Weibspersonen; diesen allein sei es erlaubt, und stehe es frei, allenthalben in prächtigen Kleidern öffentlich zu erscheinen.“ Diese Wendung that die gewünschte Wirkung; der König hatte sein Volk bei dem Point d'honneur angegriffen; das Gefühl von Ehre wurde rege; dieses erweichte getreue Folgeleistung, und fachte zugleich aufs neue Liebe zur Rechtschaffenheit und zu guten Sitten, und Abneigung gegen alles an, was der Ehre eines wackern Menschen nicht würdig ist.

Die Eitelkeit der Grossen hat wohl niemand mehr beschämnet, die Lächerlichkeit ihres übertriebenen Stolzes niemand mehr in ihrem wahren Licht gezeigt, als Seleukus, da er verordnete, daß niemand, ausser ein Betrunkener, sich von mehr als einem Bedienten begleiten lassen solle.

Ueberhaupt tragen viele Gesezze der alten Griechen und Römer ein weit stärkeres Gepräge der Philosophie, sie sind den damaligen Bedürfnissen, den damaligen Zeit- und Lokalumständen weit angemessener als die meisten Gesezze unserer Zeit. Sie schränkten sich überhaupt nicht bloß auf das Neusferliche ein; sie machten sich zum Geschäfte, den
Ra-

Nationalcharakter zu leiten, und Gefühl von Ehre und Rechtschaffenheit unter dem Volke zu erhalten.

Der Gesetzgeber muß nicht bloß den Nationalcharakter studiren, und seine Verordnungen demselben genau anmessen; auch das Klima des Orts, für welches er Gesetze geben will, soll ein besonderer und nothwendiger Gegenstand seiner Spekulation sein. Allemal wirkt das Klima auf den Nervenbau des Menschen, und nach den Eindrücken, die auf das Nervensystem geschehen, richten sich die Neigungen, Leidenschaften und Handlungen. Jede Stimmung der Nerven zum Guten, die das Klima erzeugt, soll der Gesetzgeber benutzen und zu verstärken; und jede Stimmung zum Bösen durch wohlgewählte Mittel zu schwächen suchen. Ein Gesetz, welches das Laster des Klima unterstützt, anstatt es zu zerstören, ist allemal ein sehr schlechtes Gesetz.

Es ist nirgend leichter, Gesetzgeber zu sein, als bei einem Volke, welches schon an sich einen glüklichen Nationalcharakter hat, und von welchem man sagen kann, daß bei demselben gute Sitten mehr vermögen, als anderswo gute Gesetze. In diesem Falle wird Rechtschaffenheit zum allgemeinen Bedürfniß, und Liebe zum Guten, Bereitwilligkeit zu gehorsamen, und Tugend, ist schon, ehe noch Gesetze gegeben werden, in den Herzen der Menschen gegründet. Aber von wenigen Völkern kann man dieses rühmen. Tacitus sagte es von den alten Deutschen, wovon leider in moralischer
Müt-

Rücksicht kaum eine Spur mehr vorhanden ist. Bei den Persern mag eine ähnliche Verfassung, ein ähnlicher, guter Nationalcharakter geherrscht haben. Artaxerxes machte es zum Gesetze, daß man verurtheilten Verbrechern die Kopfbinden anstatt der Köpfe abschlaagen, die Ohrenschnüre anstatt der Ohren abschneiden, und die Kleider anstatt des Rückens geißeln solle. Gewiß würde Artaxerxes dieses Gesetz nicht gemacht haben, gewiß würde es unnütz und thöricht gewesen sein, hätte er nicht in dem Charakter seines Volkes einen besondern Zug von Güte und Edelmuth wahrgenommen. Die weisesten aus den Gesetzgebern benützten die Stimmung des Volkes, und brachten nicht nur Unterlassung des Bösen ohne Strafe, sondern auch Neigung zum Guten hervor. Bei den meisten that es das Ehrgefühl. Ehrlosigkeit war bei vielen das Brandmal, welches ein Verbrechen nach sich zog. Solon belegte damit die Müßiggänger, und die Verschwender des väterlichen Vermögens.

Strafgesetze sind in den Augen des Volkes gemeiniglich auch darum ein sehr zur Last fallendes unbilliges Ding, weil sie größtentheils einseitig und parteiisch zu sein scheinen. Immer beziehen sie sich nur auf den gemeinen Mann, immer nur auf den Schwächern; der Stärkere bleibt im Besitze des Gefühls seiner Stärke. Der gemeine Mann bemerkt diese Lage, bemerkt den Mangel des Gleichgewichts, und hasset die Bürde, die man auf eine sehr unbillige Art ihm allein auflegen will. Wenn der gemeine Mann, der ein Verbrechen be-
 geht,

gebet, Strafe verdienet, so verdienet sie in dem nämlichen Falle auch der Grosse. Wer strafet aber diesen? Er sich selbst? — Solon hat daher nicht mit Unrecht die Strafgesetze den Spinnweben verglichen, in welchen kleine und schwache Thierchen hängen bleiben, welche aber von stärkern sehr leicht zerrissen werden.

Ein anderer Fehler unserer Gesetze, der ihnen wenig Empfehlung verschaffet, und sie eben darum ziemlich unwirksam macht, ist, daß sie gewöhnlich zu gerade, zu buchstäblich, decisiv sind. Gleichwie sie immer nur Machtsprüche sind, so befehlen oder gebieten sie nach ihrem vorgesezten Maaßstabe, ohne sich rechts oder links umzusehen, ohne die Sprüche nach Maaßgabe verschiedener unvorhergesehener Umstände, ungleicher Gemüthsarten, ungleicher Verhältnisse und Lagen der Menschen auszudehnen, einzuschränken, zu schärfen, zu mildern. Sie sind gleichsam das Lineal, auf welchem der Richter seine Schrift gerade fortschreibt, ohne auf der einen oder auf der andern Seite zu tief herabzusinken, oder zu weit hinauf zu gerathen. Aber eine gerade Schrift ist darum noch keine gute Schrift. Sind wohl die Herrn Richter, besonders die Kriminalrichter jemals in dem Falle gewesen, in welchem der war, den sie verurtheilen? Haben sie wohl jemals die Noth gefühlt, den Seelenzustand gehabt, der jenen zum Laster zwang? Wie selten wird dieses von Gesetzen und Richtern beherzigt! Immer betrachten sie den, der gefehlet hat, nur als Menschen im Allgemeinen, selten
als

als Individuum, als Opfer besonderer Gemüthslagen und Umstände. Diese Verfassung gewähret in Wahrheit kein sehr gutes Vorurtheil von der Billigkeit und Weisheit der Gesetze. Ich lobe mir in diesem Punkte die Gesetzgebung der alten Perser. Sie hatten wenigstens etwas, worin sie sich von der trockenen und unphilosophischen Entscheidung nach dem Buchstaben des Gesetzes entfernten. Wer bei ihnen immer auf Leben und Tod angeklagt wurde, dessen ganzer voriger Lebenswandel wurde in Betrachtung gezogen. War dieser gut, so wurde der Mensch eines einzigen Verbrechens wegen nicht mit dem Tode bestraft. Man sah es in diesem Falle für einen Fehltritt aus Schwachheit an.

Um gute, tugendhafte, gerecht handelnde Menschen und Bürger zu haben, brauchet man nicht viele Gesetze. Ausser denen, die sich auf physische Bedürfnisse beziehen, und durch besondere äusserliche Verhältnisse nothwendig gemacht werden, können und sollen die Gesetze nichts anders sein, als Sittenlehre. Soll diese wirksam sein, so muß sie mehr, als kalt aufgedrungener Befehl sein. Durch Sentenzen kann man den Geschmak an derselben, die Bereitwilligkeit, ihren Verschriften zu folgen, nicht einflößen. Der Staat hat so viele Mittel in Händen, ein gutes Volk zu erziehen, und er benützt sie so wenig! Gute Erziehung, Rosenfeste, öffentliche Belobungen oder Belohnungen der Tugend! Gewiß wirken diese stärker, als alle Gesetze und Strafen. Die Griechen stellten ihren Helden und
ver-

verbienten Männern öffentliche Denkmäler auf; ihre Gesetzgebung beieferte sich, das Andenken dieser Patrioten, als den mächtigsten Antrieb zur Tugend, stets zu erhalten; und unsere Gesetzgebung stellet uns auf öffentlichen Plätzen andere Denkmäler ihres Geistes, — Galgen und Räder auf.

Als ein Theil der Gesetzgebung wird auch das positive oder bürgerliche Recht betrachtet. Jedes Land, jede Provinz hat sein eigenes Recht, das sich von dem Recht eines andern Landes, oder einer andern Provinz unterscheidet. Gewiß ist dieses etwas sehr überflüssiges. Nach meinen Bezgriffen giebt es nur ein einziges Recht, und dieses ist das Recht der Natur. Ist nicht dieses das älteste, das zuverlässigste und vollständigste Recht? Ist es nicht göttlichen Ursprunges, ist es nicht in die Herzen aller Menschen geschrieben, hat es nicht die höchste verbindende Kraft? Wie kann es also noch ein anders geben, welches über die Vorschriften desselben noch etwas anders lehret? Wie ist es möglich, zu dem, worin bereits alles erschöpft, was untrügliche, göttliche Wahrheit ist, Zusätze zu machen, es zu ergänzen, zu berichtigen? Wie kann man, wenn man je die genaue Bedeutung des Wortes Recht erwäget, noch glauben, daß etwas in einem Lande Recht sein könne, in dem andern nicht? Was heißt Recht? Ist das Objekt desselben einer Veränderung, einer Kontradiktion fähig? Sobald das positive Recht etwas anders ist, als höchstens Entwicklung oder Auseinandersezung des Rechts der Natur, so ist es eine Chimäre. Zusätze
zu

zu einem ohnehin schon vollständigen Recht sind überflüssig; Berichtigungen und Abänderungen eines unfehlbaren, göttlichen, nothwendigen Rechtes sind widerrechtlich. Durch das erste, welches bloß unnöthige Wiederholung ist, wird nichts gebessert, durch das Zweite aber wird sehr viel verschlimmert.

Wie fest würde die Glückseligkeit der Menschen sein, wenn diese Grundsätze allgemein gäng und gäbe wären! Wie wenig Prozesse würden die Ruhe und Wohlfahrt der Welt stören! Und machte auch hie und da die störrische Gemüthsart einiger Menschen die Prozesse unvermeidlich, wie kurz würde ihre Dauer sein, wie bald und leicht würden sie geendigt werden! Sie würden nach der Natur der Sache, nach dem allgemeinen ursprünglichen Prinzip alles dessen, was Recht oder Unrecht ist, und nicht mehr nach erfundenen, willkührlichen, verschiedener Auslegungen und Verdrehungen fähigen Formeln entschieden werden.

Aber freilich würde alsdann die ungeheure Schaar der Advokaten ihren Abschied bekommen, und die Herrn Professoren des positiven Rechts auf Universitäten dürften sämtlich aus ihren Lehrbüchern Ftidibus machen.

Jungfer.

Jungfer.

ist ein Nomen obsoletum; die Herren Philologen werden's wohl wissen.

Liebe.

Du edle, wohlthätige Empfindung! Welch ein Glück für die Welt, daß dich die Natur in die Herzen der Menschen gepflanzt hat! Allenthalben spendest du die erquickendsten Wohltharen unter das menschliche Geschlecht aus, machest die Menschen ihren Kummer, ihre Noth, oder ihre Ehorheit vergessen, und führst sie im süßen Taumel des Vergnügens herum. Du stellest dem Gefken die fürchterlichste Furie als die holdseligste Göttin vor; du versiehst den gutherzigen Ehemann mit Geduld und Zufriedenheit; du schaffst in der Einbildung des enthusiastischen Seladons manche Hure zum ehrlichen Mädchen um; schaffst mancher dienstfertigen Jungfer ein neues Kontuschkleid an den Leib, und versiehst Mamsellen mit goldenen Uhren. Du — — — doch genug von der Liebe! Mehr, als was bereits von ihr gerühmt worden, ist heut zu Tage nicht mehr Mode.

T e s t a m e n t.

Den letzten Willen eines Sterbenden nennet man ein Testament; man soll aber hinzusetzen, wenn es den Erben diesen letzten Willen zu befolgen beliebt. Von was lebten denn sonst die Advokaten? und womit würden oft die Richter ihre Nebenweine bezahlen? Ein Testament ist einer Menge Klauseln, und Exzeptionen, und Formalitäten unterworfen, — und einer grossen Ungewißheit, Veränderung, und Unrichtigkeit. Das Sonderbarste ist, daß noch dazu etliche Zeugen berufen werden, welche alle die Klauseln, Exzeptionen, Formalitäten, Ungewißheiten, und Unrichtigkeiten bestätigen helfen. Beim Rechtsstreit kömmt es immer darauf hinaus, wie der Wille des Verstorbeneu zu verstehen sei; und weil man diesen nicht mehr fragen kann, so wird der Wille nach den Landesgebräuchen gedrehet: hier verliert das Testament schon viel von seiner vorigen Gestalt, und käme der Verstorbene in das Leben zurück, er würde seinen letzten Willen nicht mehr kennen. Geht es doch den Religionsstiftern nicht besser, welche bei ihren Lehren viele tausend Zeugen haben; die Advokaten oder Priester entstalten die Lehren dergestalt, daß man sie schon nach dem ersten Jahrhundert* nicht mehr kennet. Damit sich die Sterbenden der Ungewißheit und Unrichtigkeit ihrer Testamente wegen künftig nicht so sehr ängstigen, so will ich ein Beispiel sagen, welches sie befolgen können. Vor vier Jahren starb im passauischen Kirchsprenkel ein katholischer, reicher Pfarrer. Sein Geld

Geld hatte er immer in Säcken in seinem Schrank aufbewahrt; auf jedem Sak stand der Name desjenigen seiner Erben geschrieben, den er dafür bestimmt hatte. Er ward krank, und ließ seine Erben rufen: Dort, sagte er, nehmet hin, ein jeder seinen Theil, wie es der Name anzeigt. Die Erben nahmen ihr Geld, bedankten sich, und giengen ihre Wege. Kaum war der Pfarrer todt, eilten die Kommissarien schon herbei, um die reiche Erbschaft, die ihnen bekannt war, gerichtlich zu vertheilen. Eine grosse eiserne Kiste stand in der Kammer; diese mußte, weil die Schlüssel nicht zu finden waren, von dem Schloßer geöffnet werden: denn hier liegt, sagten sich die Richter und Advokaten ins Ohr, hier liegt der Hund begraben, und lächelten vor Freude. Endlich gehorchte die Kiste den Instrumenten des Schloßers, und sprang auf; ein jeder wollte zuerst seine Nase darin haben. Man zog ein grosses Stück Tuch hervor, in welches ein hölzerner Arm gewickelt lag. Der Arm war so groß wie eines Mannes Arm, und die Hand war so geschnitten, daß sie eine Feige machte. Einer nach dem andern betrachtete diese Feige, und sie bemerkten gar bald, was diese Devise sagen wollte. Sie schlichen sich hinweg, und hielten sich für ihre Neugierde bezahlt. Glücklicherweise, der ein solches Testament machen kann!

P r o s e l y t.

Derjenige, der aus einer Religion, worinn er geboren ist, zu einer andern übergeheth, aus der Ursache, weil er diese für besser hält, als die seinige, der verachtet also die Religion, worinn er geboren ist. Und was hat man von demjenigen zu erwarten, der die Religion seiner Großältern verachtet? Er kann in der andern Religion, wohin er hinübergetreten ist, das nicht mehr werden, was schon diejenigen sind, unter welche er ist aufgenommen worden. Er hat immer einen schwarzen Punkt seines Herzens mehr, als die übrigen, nämlich die Religionschändung. Was hat also die Gesellschaft, welche ihn aufnimmt, zu erwarten? Und dennoch bemühen sich vorzüglich die Katholiken so sehr um die Proselytenmacherei. Man betrachte den Dominikaner Mönch, Thomas Aquinas Jost, in Baiern; er hatte nichts geringers im Sinne, als die spanische Inquisition, das grausamste Glaubensgericht, in diesem Lande einzuführen. — Er ist ein Protestant aus dem Bayreuthschen, und will nun gegen diejenigen, welche ihn aus Blindheit aufgenommen hatten, mit vollem Geifer wüthen. Der politische Proselyt aber darf mit diesem nicht verälichen werden. Der Proselyt aus Politik ist tolerant, und kann gute Dienste thun; er unterscheidet sich unendlich weit von dem Proselyten aus Schwärmerei. Jener ist vernünftig, und dieser ist dumm. Diejenige Regierung handelt am weisesten, welche gar keine Religion in Betrachtung ziehet, sondern auf gute

gute Sitten, Rechtschaffenheit des Herzens, Menschenliebe, Treue, Ehrlichkeit, und Fleiß ihr Augenmerk richtet. Wenn die Schwärmer der herrschenden Religion in einem Lande schon sehr grosses Unheil stiften können, was ist erst zu erwarten, wenn sich zu diesen auch Schwärmer aus anderen Religionen gesellen?

Democh begünstige ich, trotz allen Philosophen und Toleranzpredigern, die Religionsprofelytenmacheri; ich behäupte, daß es kein würdigers, nützlicheres und selbst kein nothwendigers Geschäft geben kann, als dieses, und wünsche, daß sich alle Leute zu diesem Geschäfte vereinigen mögten.

Ein Widerspruch! wird man sagen? Bitt um Vergebung! Nichts weniger, als ein Widerspruch. Man mache nur einen kleinen Unterschied zwischen Religion und Religion; oder, damit ich mich deutlicher ausdrücke, zwischen Kirche und Religion, so ist aller Widerspruch verschwunden.

Es ist nicht leere Wortdistinktion, wenn ich Kirche und Religion unterscheide; der Unterschied ist in der Natur gegründet, und lebt wirklich und sichtbar auf dieser Gotteswelt.

Kirche ist eine äußerliche Gesellschaft von Glaubensverwandten, die sich verbunden haben, gewisse Sätze — Wahrheiten oder Fabeln, liegt nichts daran, — zu glauben, gewissen Meinungen und Vorschriften zu folgen, und sich gewissen äußerlichen Verrichtungen, welche man Gottesdienst nennen,

net, zu unterziehen. Der Dieb, der Beutelschneider, der Wollüstling, der Tyrann, der diese Sätze glaubt, diesen Meinungen und Vorschriften folgt, sich diesen Verrichtungen unterzieht, ist also ein Mitglied der Kirche; aber man kann von ihm darum noch nicht sagen, daß er Religion habe. Die gewöhnliche Profelytenmacherei, welche nur der Kirche neue Rekruten zuführt, ist also ein sehr unwichtiges Geschäft; denn der Mensch selbst, wenn er dadurch nicht innerlich gebessert wird, hat von seiner neuen Metamorphose gar keinen Vortheil (es müßte dann ein physischer sein;) und Gott wird dadurch (vorausgesetzt, daß der Neubekehrte ein Schurke, ein moralisch böser Mensch ist) nicht im geringsten verherrlicht. Der Bösewicht ist allemal der Gegenstand seines verdienten Zorns, er mag ein Mitglied dieser, oder jener Gesellschaft sein.

Religion haben, heißt, innerlich rechtschaffen, moralisch gut, aufrichtig, tugendhaft sein. Die Religion sitzt einzig und allein in dem Herzen. Im Kopfe nur in so weit, als man seine Einsichten erhöht, um das Herz zu bessern. Wer also immer sich bemühet sich vollkommener zu machen, wer sich bestrebet Laster und Fehler zu vermeiden, wer seinen Leidenschaften die Herrschaft über ihn abnimmt, wer gerecht, mäßig, klug, menschenfreundlich ist, der hat Religion, und unstreitig die wahre Religion, er mag nun den wahren Gott in einer Moschee, oder in einer christlichen Kirche, oder auf freiem Felde anbeten. Tugend ist Religion, und Religion ist Tugend.

Seid

Seid mir also willkommen, ihr Gesandte und Geschäftsträger der Gottheit, ihr, die ihr der Religion Profelyten erwerbt. Ihr seid die Einpflanzler der Tugend in die Herzen der Menschen; euer Geschäft ist wichtig und heilig; und euer Amt breitet sich über alle Nationen, über alle Sekten, und über alle Menschen aus, welche keiner Sekte eigentlich zugehörig sind, ausgenommen der Weisheit und Tugend. Ihr macht aus moralischen Heiden, aus moralischen Atheisten, aus moralischen Kezern moralische Rechtgläubige, das heißt, ihr macht aus ihnen Menschen, gute Bürger, gute Hausväter, gute Aeltern, gute Obrikeiten, gute Unterthanen, gute Nachbarn, gute, gerechte, mitleidige, dienstfertige, vernünftige, und sich selbst zu beherrschen fähige Geschöpfe. Willkommen also, ihr Profelytenmacher der Religion!

Eure Stelle, euer Amt und Geschäft existirt seit Jahrtausenden; Sokrates war aus eurem Orden, Konfuzius wars, Plato wars, und alle die Weisen des Alterthums waren es, die ihre Schüler entweder in einsamen Schwattengängen, oder im täglichen Umgange ohne Geräusch durch Wort und durch Beispiel Tugend und Weisheit lehrten. Ihnen folgen heut zu Tage auf der nämlichen Bahn mit rühmlichen Schritten sehr viele würdige Prediger, Lehrer und Schriftsteller, welche durch Wort und That auf die Völker wirken. Noch einmal also willkommen, ihr Profelytenmacher der Religion!

Skaven.

Sklaven.

In Deutschland werden die Sklaven Leibeigene genannt, in vielen Ländern auch Unterthanen; diese drei Gattungen Menschen brauchen nicht erklärt zu werden, ausser es müßte einen darunter geben, der sein Joch noch nicht fühlet. Ueberhaupt sagt man von den Sklaven: sie sein dumm. Sind etwa diejenigen, welche dieses sagen, nicht selbst Sklaven, nicht selbst dumm? Um wie viel ist denn der Edelmann, der, nachdem er seine Bauern geprügelt hat, bei Hofe mit den tiefsten Bütlingen erscheint, weiser? Man sehe ihn einmal recht an, wie er sich mit seinem Stern oder Ordensband herumdrehet, sich schmieget und windet, und vor jeder Thorheit und Albernheit seine unterthänigste, tiefste Verbeugung machet. Wie würden die Sklaven lachen, wenn sie ihren Mistklaven, sonst ihren Herrn, wie einen dreifirten Pudelhund herumbüpfen, und alles nachahmen sähen. Man sage den Bauern, daß all ihr Schweiß und Mühe von einer ganzen gesegneten Erndte in einer einzigen Nacht bei der Oper, Redoute und Kunstfeuer im Rauche aufgegangen — wie werden sie die Köpfe schütteln. Man erzähle das nämliche dem Edelmann, wie wird dieser die Pracht, die Seltenheit und seine Erfindung beloben; wie wird er den Fürsten glücklich schätzen, wenn mit den Vergnügungen auch dessen Schatzulle zu Grabe gegangen ist. Wie elendig sklavisch ist wohl ein solcher Edelmann, der nur nachäffet und nachbetet, und sich nie seine wahre Mei-

Meinung in einer vernünftigen, freimüthigen Darstellung zu sagen getrauet! Man gehe nach Hofe; man betrachte dort das kriechende, heuchelnde Wesen, wie sich ganze Haufen an der Schnure, gleich den Marionettenmännchen, ziehen lassen. Allein der Edelmann trinket Wein, und dabey merket ers weniger, daß er Sklave ist. — Aber was ist denn so oft der Fürst, der von seiner Kindheit an alles zu glauben, alles zu thun, alles zu bejahren, was man ihm vormahlet, gelehret wird, anders als Sklave? Wie oft wird ihm eine unbedeutende Kleinigkeit in majestätischer Größe vorgespiegelt: wie oft glaubt er auf der Bahn der Wahrheit zu sein, da er durch heimliche Kunstgriffe auf den Irrwegen herumgeführt wird. Auch dieser merket es so selten, daß er Sklave ist; fühlet das Joch nicht; welches ihm das steife Hofzeremoniel, die Etiquette, die Heuchler auflegen. Unter die niedrigsten Sklaven zähle ich die Zeitungsschreiber, denn diese posamen ihre Sklavendummheit sogar in ihren öffentlichen Blättern vor andern aus. Seine Durchlaucht haben geruhet, sagen sie, der Oper, oder dem Konzert gnädigst beizuwohnen; das heißt: der Fürst hat sich soweit mit seinen Gnaden herabgelassen, sich zu ergötzen; oder: er war gegen sich so gnädig, daß er sich erlaubte, die Oper anzusehen; Sr. Durchl. haben Dero Durchl. Ohre die Gnade verliehen, das Konzert anzuhören.

Man verachte ja niemand darum, weil er — im politischen oder körperlichen Verstande — ein Sklave

Slave ist. Man verachte vielmehr die, welche die heiligsten Rechte der Menschheit verletzt, und andere zu Sklaven gemacht haben. Als Sklave geboren, oder von einem andern dazu gemacht zu werden, ist Unglück; den Menschen zum Sklaven zu machen, oder ihn, wenn man kann, aus diesem Zustande nicht herauszureißen, ist Grausamkeit. Welches aus beiden ist Schande, welches aus beiden verdienet Verachtung?

Noch einmal: Man verachte niemand, den das Unglück in den Stand der Sklaverei warf. Sklaven sind wir alle, die wir auf dieser Welt athmen; Sklaven unserer Leidenschaften, Sklaven unserer Irrthümer und Vorurtheile. Wer das aus seiner Schuld, wer es mit Wissen ist; des sei die Schande. Wer das weit Härtere dieser Seelensklaverei nicht fühlet, ist zu bemitleiden; aber wer es fühlet, und nicht alle seine Kräfte anstrenget, sich davon loszureißen, der ist dieser schönen Welt, welche so viel Tugend, Vergnügen und Glückseligkeit darbeut, der ist der Freuden des Lebens nicht werth.

Kinder mord.

Beleibet um Gotteswillen mit euren Preisaufgaben daheim, wie man den Kindermord hindern soll! Durch Strafgesetze geschieht das nicht, wie ihr wißt, und durch Aufhebung der Strafen auch nicht. Welches Mittel zwischen diesen beiden kömmt ihr noch

noch ergreifen? Der Schriftsteller soll wider dieses Unheil ein Mittel erfinden, dessen Ausführung weder den Grundsätzen der Religion, noch den Gesetzen des Staats entgegen ist! Heißt das nicht eben so viel, als fordern, daß der Schriftsteller ein Wunderwerk thun soll? Hakt ihr je überdacht, was eigentlich die Quelle des Kindermords sei? Die Quelle davon, sagt ihr, ist auß^r höchste getriebener Schmerz, ist Verzweiflung, durch lebhaftes Gefühl künftiger sehr schlimmer Folgen erzeugt; und diese Quelle muß man verköpsfen, indem man die Folgen aufhebet. Allein wie wollt ihr die aufheben? Religion und Staat liegen hier mit der Natur in ewigem Streit. Wollt ihr die Folgen hindern, so müßt ihr eure Religionsgesetze und eure Staatsgesetze aufheben.

Das einzige Land, wo man von keinem Kindermord weiß, ist das Land derjenigen, welche ihr Wilde nennet, welche ohne Gesetz, ohne Zivilität im Stande der natürlichen Einfalt oder Rohheit sind, und deren Naturleben die Religion nicht durch äussere Verbindlichkeiten widerstehet. Ahmet diese nach, wenn ihr den Kindermord aufgehoben wissen wollet. Wenn diese Völker einen gesetzmäßigen Stand der Ehe hätten, wie ihr, glaubt ihr, der Kindermord würde bei ihnen unbekannt sein?

Lindert oder schärfet die Strafen; hebet sie gar auf; errichtet Gehäbr; und Zuchtshäuser für solche unglückliche Mädchen; entfernet alles, was sie mit Schande brandmarken könnte, deren Furcht

Furcht sie zu einem solchen Schritt verleitet! Lauter armselige, bei weitem nicht hinreichende Mittel! Ihr habt dieses alles hie und da schon gethan, und ihr sehet, wie wenig es fruchtet. Ist nicht Verachtung, mit welcher man diese Opfer der menschlichen Schwachheit beleat, und das daraus entspringende Gefühl der Schande etwas Innerliches? und wie wollt ihr das durch äußerliche Gesezze aus den Herzen der Menschen hinausräsonniren? So lange man noch das Wort: ein Kind ausser der Ehe, höret, so lange wird's beim Alten bleiben.

Polizei also: Staatsverfassung und Religionsgesezze sind eigentlich die Quelle des Kindermords; wie soll es also möglich sein, diesen zu hindern, so lange die Quelle nicht versieget ist? So lange diese Verfassung bestehet, ist obige Preisfrage ganz und gar unschicklich. Ihr müßt sie bei diesen Umständen schlechterdings in eine andere umschaffen; sie muß heißen: Welches sind die besten Mittel, der Hurerei Einhalt zu thun?

W a i s e n h a u s .

Ueberall findet man Vormundschaftsämtter, welche voraussetzen, daß es Vormundschaften und Vormünder geben müsse. Betrachtet man das Amt und die Pflichten eines Vormundes in der richtigsten Bedeutung, so ist es nichts anders, als daß der Vormund als Pfliegerater an die Stelle des natur-

natürlichen Vaters hinübergehet. Seine Pflichten sind, daß er für die Erziehung der Mündel, für deren Unterhalt, Gesundheit, Interesse und einseitige Versorgung alles anwendet, was in seinen Kräften steht. Wenn nun jeder Vormund seine Pflichten erfüllen, die wahre Stelle des natürlichen Vaters vertreten würde, wenn die Mündel lauter solchen Vormunden, welche ihre Pflichten erkennen und dieselben erfüllen, anvertraut würden, so wären die Waisenhäuser unnöthige Gebäude, und sie würden meistens leer dastehen. Aber wo man immer hinkömmt, so findet man diese Häuser voll Waisen gestopft. Wahr ist es, ein Waisenhaus ist ein öffentlicher Zeuge von der wohlthätigen Wachsamkeit eines Regenten über seine Unterthanen: aber ein Waisenhaus ist auch Zeuge, daß die Unterthanen noch lange nicht die Pflichten eines Vormundes kennen. Die Besorgung des Kapitals und des Erbtheiles der Kinder über sich nehmen, ist freilich eine Pflicht des Vormundes, aber die Erziehung — diese ist die Hauptpflicht. Derjenige, der dem Sterbenden die Vormundschaft verspricht, der verspricht nichts anders, als daß er ganz an die Stelle desselben treten wolle; und thut er dieses nicht, so hat er gelogen. Ein Waisenhaus ist ein Zeuge der Wohlthat, und zugleich ein Zeuge, daß die Staatsbürger ihre Pflichten nicht erfüllen.

Findelhaus.

So werfet ihr eure Kinder, eure Geburten, eure Leibeisfrucht auf die Strassen hinaus? Welche Schande der Menschheit. Die Regierung muß sorgen, daß die von den Müttern auf die Strassen geworfenen Kinder nicht von Hunden gefressen werden. Ein schauernder Gedanke für einen Regenten, wenn er sich solche Unterthanen denkt. Die Findelhäuser beweisen, daß es solche Mütter gebe; aber wie kann sich Jemand entschliessen, eine solche Person zur Mutter zu machen, mit der er nur thierische und keine menschliche Lust genießt. Wer die menschliche Lust nicht zu genießen vermag, der genießt nichts. Ein Findelhaus soll für den Kindermord stehen; als wenn die Mutter, welche ihr Kind verläßt, keine Kindesmörderin wäre. Das Kind muß ersäuft, erstochen, erdrosselt, erwürgt sein, um eine Kindesmörderin zu werden. Wahrlich, soweit hinausgesteckte Gränzen haben nicht einmal die Thiere. Aber die Menschen setzen sich selbst ihre Gränzen hinaus, darum handeln sie ohne Schaam so unmenschlich.

Die Ehe.

Wenn sich zwei Personen beiderlei Geschlechts ewige Liebe und Treue in Gegenwart ihrer Obrigkeit versprechen, und sich von einem Priester einsegnen

nen lassen, so wird das die Ehe genannt. Ich nenne die Ehe eine wahre, zwei Herzen beiderlei Geschlechts verbindende Liebe. Alles übrige ist Zeremoniel, und ohne Zeremoniel kann die wahre Liebe immer bestehen. Kann wohl die priesterliche Einsegnung, oder der obrigkeitliche Konsens der Liebe mehr Nachdruck geben? mehr Feuer einflößen? Schon vor dem Zeremoniel muß diese so reif sein, daß sie auf einen höhern Grad nicht mehr steigen kann. Alles Nachfolgende, was in den beiden liebenden Personen innerlich vorgehet, ist Fortdauer der aufs höchste gestiegenen Empfindung; alles nachfolgende, was äußerlich geschieht, ist weit unter dem Grade der Liebe.

Die Verbindung ist innerlich; sie gehet in der Seele vor, nicht bei einem Altare, nicht in einer finstern Gerichtsstube. Priester und Richter können an der Handlung, die in meinem Innern geschieht, keinen Theil haben: beide kommen immer zu spät. Bestätigung kann das, was der Priester, oder die weltliche Obrigkeit dabei thut, nicht sein, oder sie ist in diesem Falle wenigstens überflüssig. Bestätigung setzet eine Macht, ein Ding zu befehlen oder zu verbieten, zu veranstalten oder zu verhindern, voraus. Eine äussere, menschliche Macht aber kann eine innere Reigung weder in mir erwecken, noch sie aus meinem Herzen hinaus schaffen. Die Liebe läßt sich weder durch einen Wachtpruch befehlen, noch durch einen solchen ersticken, oder schwächen. Die Ehe ist also keiner Bestätigung von aussen fähig. Da man nun heut zu Tage
bei

bei der Verhehlung hierauf fast gar keine Rücksicht nimmt; so ist die Trauung nichts anders, als eine für den Beischlaf zu erlegende Taxe, welche der Getraute vor - der Ungetraute aber erst nachher bezahlet.

Mit der Ehe also im eigentlichen Verstande kann weder der Staat noch die Geistlichkeit das Geringste zu thun haben. Ich bin mit derjenigen Person, mit der ich mich im Herzen verbunden habe, die sich im Herzen mit mir verbunden hat, die mich über alles liebt, und die ich über alles liebe, im Grunde doch wahrhaft verhehlet, und überdies, wenn mir gleich der Staat die Erlaubniß verfaßt, ihr beizuwohnen, sie öffentlich meine Frau zu nennen, und sie diese Kaprice von der öffentlichen Theilnahme des Ranges und gewisser Rechte, die von dem Manne auf die Frau hinübergehen, ausschließet. Im Grunde ist sie doch Frau Râthin, Frau Pastorin, oder Frau Oberstin, wenn gleich das Gesetz, oder die Welt sie nicht so nennet.

Aber eben dieser Umstand ist Ursache, daß es in der Welt nur sehr wenige Ehen giebt. Es kann nur ein Gegenstand mit wahrer Liebe, das heißt, im vollkommensten Grade geliebt werden, und für liebende Herzen giebt es nur einen letzten, höchsten Brennpunkt. Haben beide Theile diesen erreicht, so bleibt der Eindruck ewig in ihren Herzen; so ist die Verbindung geschehen; so ist jede andere nachfolgende Trauung zu spät, und jede vorhergehende zu frühe oder unreif. Habe ich also
einmal

einmal einer Person meine vollkommenste Liebe geschenkt, trennet diese der Staat oder grausame Velttern, oder andere Umstände von mir, erlaubt mir mein Stand, oder vielmehr der lächerliche Ahnenstolz meiner Verwandten nicht, diese Person öffentlich meine Frau zu nennen, so ist dadurch nur das äußerliche Verhältniß zwischen ihr und mir getrennet, nicht aber die Ehe. Ich bin doch noch ihr Gemahl, und sie noch meine Gattin, wenn ich mich gleich mit einem andern Frauenzimmer und sie sich mit einer andern Mannsperson trauen ließ. Das nämliche findet auch im folgenden Falle statt: Mich liebet zum Beispiel ein Mädchen mit einer Liebe, welche den höchsten Grad der Wärme erreicht hat. Ich liebe sie auch, aber nicht in dem nämlichen hohen Grade; ihre Vorzüge haben die empfindlichsten Saiten meines Herzens noch nicht stark genug berührt. Ich lerne indessen ein anders Mädchen kennen, das mich ganz einnimmt, für das ich ganz lebe; das Mädchen liebet mich ebenfalls; sie empfindet aber für mich nicht ganz so viel, als ich für sie empfinde, empfindet es nicht ganz so stark, wie ich. Ich nehme sie indessen zu meiner Frau; das erstere Mädchen, dessen aufs höchste gestiegene Zuneigung zu mir ich nicht hinlänglich kannte, läßt sich gleichfalls trauen, aber mit einer Mannsperson, welche nur dem Mädchen, das ist meine Frau ist, die höchste Zuneigung gewidmet hatte. In beiden Fällen ist der höchste Grad der Liebe nur einseitig, aber eben darum das Band einer vollkommenen Ehe nicht geknüpft. Dergleichen Fälle sind

sind gar nicht selten, und man kann daher, ohne paradox zu scheinen, mit gutem Gewissen behaupten, daß in der Welt immer einer des andern Frau habe. Vieler Herzen sympathisiren im Stillen miteinander, ohne daß es ihnen jemals so gut wird, sich von Person kennen zu lernen; das Herz manches Jünglings schlägt einem Mädchen entgegen, dessen ganze Sitte und Denkungsart mit ihm harmoniren soll; manches Mädchen sehnet sich zärtlich nach einem Jünglinge, der im Stande sein soll, ihre Zärtlichkeit ganz zu erwidern; beide sind ganz für einander geschaffen; und finden sich vielleicht in ihrem Leben nicht. Sie glauben vielleicht den Gegenstand ihrer Wünsche zu treffen, lassen sich, sie mit einer andern Mannsperson, er mit einem andern Frauenzimmer trauen, und auf solche Art hat dann wieder einer des andern Frau. Aus allen diesen erhellet, daß in der Welt die Ehebrüche doch immer sehr häufig, wenigstens im moralischen Verstande wären, wenn es auch keine thierischen Ausschweifungen, keine Befriedigung sinnlicher Luste bei einem andern Gegenstand gäbe.

Es ist hie und da Mode, daß, wenn sich zwei Personen in der Absicht, sich zu heyrathen, miteinander versprochen haben, und eine davon von dem geschlossenen Vertrag wieder zurücktreten will, dieselbe von den Gesetzen als beleidigender Theil betrachtet, zur Schadloshaltung angewiesen, und durch einen Wachtspruch genöthiget wird, die Person, welcher er das erwähnte Versprechen gethan

than hat, entweder wider seinen Willen zu befragen, oder ihr zur Entschädigung eine bestimmte Summe Gelds zu bezahlen. — Ein Philosoph hat dieses Gesetz gewiß nicht gemacht: es verräth als lenthalben das Ungereimte und Unzulängliche der legislatorischen Einseitigkeit, den gänzlichen Mangel tiefer Einsicht ins menschliche Herz, und vorhergegangener Erwägung der Umstände. Wer fähig ist, sein einmal gethanes Versprechen wieder zurückzunehmen, der hat entweder die wahre, zur Ehe erforderliche, auf den höchsten Grad gestiegene Liebe niemals empfunden, oder er entdeckt den Mangel derselben an dem andern Theile, oder er lernt an derselben Person eine gewisse schlimme Eigenschaft kennen, deren Dasein sich mit dem gleichzeitigen Dasein einer höchsten Liebe von seiner Seite unmöglich vertragen kann.

In diesen Fällen waren schon vor dem Versprechen die wesentlich erforderlichen Eigenschaften zu dem, was durch das Versprechen bewirkt werden sollte, nicht zugegen, folglich konnte dasselbe keine verbindende Kraft haben. Dieser Theil würde den andern Theil durch Vollziehung des Versprechens nicht nur nicht glücklich, sondern vielmehr unglücklich gemacht haben: der andere Theil wäre vielmehr, weil dem ersten die wesentlichste Eigenschaft, die Liebe, fehlte, in seinen billigen Erwartungen getäuscht. Er hat also dadurch, daß das Versprechen nicht in Erfüllung kömmt, nicht nur keinen Schaden, sondern gewinnt vielmehr, weil er dadurch in seinen natürlichen freien Zustand

D

wieder

wieder versetzt, und der unangenehmen Folgen getäuschter Hoffnungen entübriget wird. Wie kann man also dem, der mit durch diesen Schritt eigentlich keinen Schaden zufügt, eine Entschädigung aufbürden? Ich muß ihm vielmehr Dank wissen, daß er ehrlich und rechtschaffen genug war, mich nicht zu hintergehen. Die Forderung, oder der vom Gesetze aufgelegte Zwang, vermöge welchem eine solche Person alles dessen ungeachtet sich mit mir trauen lassen muß, ist noch ungereimter. Ich bin einmal, wenn ich den höchsten Grad der Liebe gegen eine Person nicht habe, unfähig, ihr alles dasjenige in dem Maaße zu erwiedern, was, und in welchem sie es von mir fodern kann, und nach der Natur der Sache fodern muß; und doch ist dieses die erste, unumgänglich nöthige Bedingniß in diesem Falle. Bleibt also diese unerfüllet, so verbessere ich den Zustand dieser Person nicht, sondern verschlimmere ihn vielmehr, und hiezu wird mich doch weder die Person, noch das Gesetz anhalten wollen? Eine solche Forderung wäre geradezu nicht nur wider das Recht der Natur, sondern auch wider den ersten Grundtrieb des Menschen, wider die Selbstliebe, wider den Wunsch, den ein jeder in sich fühlet, sich selbst so glücklich zu machen, als es immer möglich ist. Wenn also diese Forderung doch geschieht, wenn sie sogar das Gesetz billiget und unterstützt, so ist das ein offener Mißbrauch, offener Mißverstand und Unvermögenheit, das wahre Verhältniß dieser Sache deutlich zu sehen.

Uneheliche Kinder.

Ich sehe keinen Unterschied zwischen einem in- und einem ausser der Ehe gebornen Kinde. Man stelle ein uneheliches unter einen Haufen ehelicher Kinder hin, ohne daß man es vorher weiß, daß ein uneheliches darunter ist, und man zeige mir da einen Unterschied! Liegt es also nicht in der Kaprice der Menschen, daß ein uneheliches Kind für schlechter gehalten wird? Sind uneheliche Kinder weniger die Frucht der Liebe, als die ehelichen? Weniger dem Staate dienlich? Haben sie weniger Talente als andere? Erziehet sie gut, und sehet zu, ob sie den ehelichen Kindern an Fleiß und Gelehrigkeit etwas nachgeben. Sind nicht auch unter den berühmtesten Männern viele von unehelicher Geburt gewesen?

Die ehelichen, sagt das Vorurtheil sollen in gesegneten, die andern aber in unseligen Stunden gebahren sein. Welche Thorheit, eine so lächerliche Meinung zu haben! Warum sollen diese in gesegneten Umständen gebahren sein, jene aber nicht? Ist die Handlung der getrauten Eltern an sich besser, als die Handlung der Ungetrauten? Ist nicht bei dem einen so gut, wie bei dem andern Befriedigung sinnlicher Lust?

Daß ein uneheliches Kind nicht mit so vielem Gepränge bei der Geburt, nicht mit so vielen Kindbette- und Hohezeremonien, nicht mit so Geräuschmachendem Prunk bei der Taufe in die Welt tritt, das wird doch kein Grund der Verach-

zung sein, sonst würde ich fragen, wer dann an diesem Umstande Schuld sei? Einzig und allein die läppische, ungereimte, ärgerliche Mode, und die dumme Einbildung der Menschen. Wenn ihr aber eurer Meinung einen so hohen Werth beileget, wenn diese vorgefaßte Meinung bei euch wirklich das Bürgerrecht erhalten hat, warum zeigt man dann uneheliche Kinder der Welt als solche? Warum hält man es nicht lieber geheim, daß sie ausser der Ehe gebohren worden?

Ihr solltet euch über einen neuen Staatsbürger freuen, und ihr segnet und kreuziget euch vor einem unehelichen Kinde. Ihr machet bei der Geburt eines ehelichen Kindes so viel Aufwand, und dem Unehelichen versagt ihr die Wartung in Kindesjahren, die Erziehung, Kleidung, Versorgung, Erbschaft. So viel vermögen Vorurtheile der Menschen. Es ist unglaublich, daß es so weit hatte kommen können, daß sich ungeheyrathete Eltern ihres eigenen Kindes schämen.

Man strafet Kindermörderinnen; und ist diese Mißgunst, diese Abneigung, Verachtung und Hingewerfung weniger, als Kindermord? Ist sie nicht wenigstens ein stärker Anlaß dazu? Wie muß eine ledige Weibsperson zittern, wenn sie sich nach der Geburt ihres Kindes alle die Geringschätzung, Verachtung, alle die hoffnungslosen Aussichten, und die elende, unglückliche Zukunft vorstellt, welche ihr Kind zu erwarten hat! Wie wird sie beben, die unglückliche Mutter, wenn sie ihr

ihr Kind betrachtet, und die Vorstellung in ihrer Seele rege wird, daß dieses zärtliche Kind nach reifern Jahren, wenn es die Ursachen der Verachtung, mit der es belegt wird, fühlet, in voller Verzweiflung ihre Mutter verwünschen, und den Tag seiner Geburt verfluchen werde.

Wenn diejenigen für uneheliche Kinder gehalten werden, welche einzig aus einem Triebe zur Wollust erzeugt worden, so sind wir alle, die wir auf diesem Erdenrunde leben, uneheliche Kinder. Ich wenigstens kenne keinen Mann, (geheyrathet, oder unwehelicet, das läuft auf das nämliche hinaus,) der vor und während dieser fleischlichen Handlung gleichgültig gegen diesen Trieb gewesen wäre, der sie ohne diesen Trieb, ohne sinnliche, reizende Lust, und aus einem moralischen Bewegungsgrunde unternommen hätte. Ohne Leidenschaft, daß werdet ihr Herrn Ehemänner wissen, ohne sinnlichen Trieb kömmt ein solcher Aktus nicht zu Stande. Resultat eines philosophischen Prinzipiums oder Denkspruches ist er nicht, und die platonische Liebhaberei hat hieran keinen Theil.

Erzie

Erziehung.

Sehr oft kömmt sie uns mit langsamen, verdrosenen Schritten als eine runzelichte, mürrische Zetschwester entgegen; oft ist sie ein dürres Gerippe, ohne Fleisch und Säfte; noch öfter erblicken wir sie als eine leichtfertige Koquette. Der Bürger steckt ihr größtentheils eine Zuchtrube in die Hand; im Hause des Edelmannes legt man ihr Schminke und Schönplasterchen auf, und in den meisten übrigen Häusern gehet sie täglich im Negligée herum.

Wir haben gegenwärtig viel Erziehungskunst in Schriften, aber wenig zu Hause. Der Hauptfehler ist, daß bei uns die Privaterziehung gar nicht zur Angelegenheit des Staats gemacht wird. Den Endzweck derselben und die dem Endzwecke angemessenste Form sollte unfechtig der Staat angeben. Ihm liegt ja am ersten daran, daß er vernünftige, folg-same Geschöpfe, und brauchbare, rechtschaffene Bürger habe; daß eine allgemeine Harmonie aller Glieder mit seinem System hergestellt werde. Wenn der Staat kriegerisch ist, und ein Theil der Einwohner seine Kinder in Gemächlichkeit und Ueppiigkeit aufziehet; der andere sie zu frömmelnden, furchtsamen Geschöpfen herabstimmet; wenn ein anderer Staat sich nur durch Handelschaft aufrecht erhält, und einige aus ihren Kindern spekulative Gelehrte, oder unthätige Menschen und Müßiggänger bilden, wie wird da der Staat seine innern Kräfte, die in der Aufnahme kriegerischer Gesinnungen, oder des Handels bestehen, länger behalten können? Dem Staat

Staat liegt es ob, Vorschriften zur Privaterziehung zu geben, wie sie in sein System paßt. Aber heut zu Tage liegt höchstens die öffentliche Erziehung in Schulen unter der Aufsicht des Staats. Diese soll nachholen, was die Privaterziehung versäumt hat. Kann sie das? Sehr selten! Diese Bemühung kommt die meistenmale zu spät. Die ersten Eindrücke, die den Kindern häusliche Beispiele, häusliche Methode eingepflanzt haben, sitzen schon tief in ihnen.

Ein jeder Vater erziehet heut zu Tage seine Kinder für sich, nicht für den Staat. Bei diesen Umständen läßt sich natürlich schließen, daß eben so viele und verschiedene Methoden gebraucht werden, als man verschiedene Endzwecke hat, und daß endlich daraus eben so viele und verschiedene Denkungsarten fließen. Bei dieser Disharmonie der Denkungsarten, der Empfindungen, der Neigungen und Handlungen soll nun der Staat die Einigkeit und Festigkeit seines Systems aufrecht erhalten!

Wie sehr beschämen uns in diesem Stücke die Alten! Wie herrlich und angemessen war zum Beispiel die Erziehung der Perser! Der wesentlichste Theil dieses Geschäftes geschah öffentlich unter den Augen der ganzen Nation auf einem grossen Platz in der Hauptstadt. Alles kam hier täglich zusammen, Greisen, Männer, Jünglinge und Kinder: jedes hatte seinen abgesonderten Platz, jedes seinen eigenen Aufseher. Hier lernten sie, nicht durch Theorie, sondern einzig und allein durch Beispiele und Uebung
alles

alles dasjenige, was ihrem Staate so viel Festigkeit und Glückseligkeit gab, gute Sitten, Mäßigkeit, Gehorsam gegen die Obern, und Gerechtigkeit. Die unter den Kleinen vorkommende Händel mußten sie selbst schlichten, über Verbrechen, die einer aus ihrem Kreise begangen, und über die denselben zukommende Strafen selbst urtheilen. Hatte einer ein schiefes oder ungerechtes Urtheil gefällt, so war es die Pflicht des Aufsehers, ihn eines Bessern zu belehren. Auf solche Art wurden sie Rechtsgelehrte, ohne diese Wissenschaft auf einer hohen Schule studirt zu haben; lernten auf solche Art diese Wissenschaft anwendbarer aufs menschliche Leben. Mäßigkeit brachte man ihnen, so wie alles andere, nicht durch Regeln, sondern durch Übung bei. Sie mußten ihre Speisen auf öffentlichem Platze verzehren, und keinem war es erlaubt, etwas mehrers mitzubringen, als Brod und Zugemüse, und Wasser zum Trunk. Gleichwie es dem Staate daran lag, nebst tugendhaften, mäßigen, und gerechten Bürgern auch starke, abgehärtete Männer, und geschickte, tapfere Krieger zu haben, so wurden sie durch körperliche Übungen, die sie vornehmen mußten, dazu abgerichtet. Man lehrte sie die Kunst, Wurfspieße zu werfen, mit Pfeilen zu schießen; sie mußten laufen, ringen, und dergleichen mehr. Als Jünglinge mußten sie häufig auf die Jagd ziehen, das Land bewachen, es vor feindlichen Anfällen schützen, und Räuberbanden verfolgen.

Eben so schöne Erziehungsanstalten bildeten die Römer zu grossen Männern. Durch sie pflanzte sich

sich der Nationalaeiß fort, weil sie nach diesem gemodelt war. Der einzige, gemeinschaftliche Zweck war, Weisheit zu lernen. Die Erinnerung an der Vorältern rühmliche Thaten, das schöne Beispiel der Zeitgenossen, diese beiden Dinge waren das vorzüglichste Werkzeug, mit welchem der künftige Charakter des jungen Römers geformet wurde; und darum war auch die Wirkung sehr groß und einförmig.

Bei unserer Erziehung ist auch dieser Fehler zuwegen, daß wir zu viel lernen. Wissen macht nicht allemal glücklich; aber Handeln bestimmt gewiß unser Glück oder Unglück. Erziehung soll Bildung unsers Charakters sein. Wie selten ist sie das!

In den meisten Staaten fällt die allererste Erziehung des Kindes der Obforge der Mutter heim; diese soll die ersten Züge des künftigen Charakters in das Herz des Kindes legen. Es ist noch nicht genug für sie, der Welt ein Thier, das Mensch heißt, geliefert zu haben, sie soll auch dem Staat einen Bürger liefern. Aber hierzu geböret Fähigkeit, hierzu geböret Kenntniß der Absicht, welche der Staat hat, geböret Kenntniß des grossen Zwecks der Erziehungskunst, Kenntniß der geschicktesten Mittel zur Erreichung des Zwecks. Daß ein Frauenzimmer alle diese Eigenschaften besitzen soll, ist keine übertriebene Forderung, wenn man ihre Pflicht, und die Natur und Wichtigkeit der Sache in Betrachtung ziehet. Aber der Staat muß Sorge tragen, daß diese Forderung nicht ewig ein blosser Wunsch bleibe; er muß
das

das Frauenzimmer in den Stand setzen, daß es diesen Forderungen Genüge thun könne.

Daß wir doch noch immer so wenige Erziehungsanstalten und Schulen für Mädchen haben! Und doch sind diese die ersten, die wir haben sollten. Wenn zur Knabenerziehung durch Frauenzimmer, durch Mütter der Grund gelegt werden soll, so setzet sie nothwendig vorhergegangene Bildung der Frauenzimmer, und Mädchenschulen voraus. Vor allen sollen sie darin Vorlesungen über die Erziehungskunst hören, und dieses wichtige Geschäfte gründlich lernen.

Wärs wohl ungereimt, wenn man auch Mütter Schulen anlegte, worin bereits verehlichte Frauenzimmer sich mit ihren Pflichten, und mit der besten Art sie zu erfüllen, genauer bekannt machen könnten? Wärs Schande für sie, zum allgemeinen Besten des Staats Schülerinnen zu werden, und das bei reifen Jahren nachzuholen, was ihnen Zeit und Umstände im Jugendalter vorenthalten haben?

Wir haben allenthalben auf hohen und niedern Schulen so viele Vorlesungen aus allen Theilen der Gelehrsamkeit; alle erdenkliche Wissenschaften werden in unendlich viele Zweige zerstückt und zerschnitten, und besonders gelehret. Und gerade über den wichtigsten, nützlichsten, fruchtbarsten Gegenstand, über die Erziehungskunst, werden keine Vorlesungen gehalten, weder auf Universitäten, noch auf niedern Schulen! Wie viel zählen wir wohl
Päda-

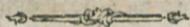
Pädagogia, oder Unterrichtshäuser für angehende Erzieher und Lehrer in unserm grossen, weiten Deutschlande?

N i c h t s.

Es giebt, wie euch ein jeder Mathematiker sagen kann, eine Rechnung, durch welche man weniger als nichts herausbringt. Diese Behandlungsart haben sich seit einiger Zeit die Journalisten und Romanendichter zu Nutzen gemacht, und auf ihr Metier übertragen. Auch ich habe mir vorgesetzt, nächstens eine Abhandlung über Nichts zu schreiben. Wie? Ihr schüttelt die Köpfe darüber? Fletschet mir die Zähne entgegen? Verdienet ihr wirklich euren Spott? Ich folge ja nur der beliebten Bahn der meisten heutigen Schriftsteller. Ich dachte, ihr wäret es ziemlich gewohnt, zu unsern Zeiten Bücher über Nichts zu lesen. Wenn die Herren bei Hofe sich so gern mit Nichts unterhalten, warum soll das dem Schriftsteller und Gelehrten verwehret sein? Nur das Wort ist ein Bißchen fremd; nur dieses fällt ein Bißchen auf. Die Sache selbst ist schon lange unter uns gäng und gäbe, ohne daß ihr Dasein den geringsten Widerspruch von Seite der Menschen gelitten hätte. O du edles, liebenswürdiges Ding, bequemes, reizendes Nichts! Dir huldigen alle Menschen, aus dem Stande der Edlen und Gelehrten so wohl, als aus dem Stande der Ungelehrten und Niedern; du bist der Mittelpunkt unserer

Wünsche,

Wünsche, das Non plus ultra unsers Vergnügens. Du giebst Truchessen, und Kammerfoupiers und Ceremonienmeistern, und Kammerherren und hundert andern Herren am Hofe ihr Dasein, und ohne dich würden sie ihr Brod nicht verdienen, nicht einen höhern Rang über andere Menschen behaupten. Dir zu Liebe reiset der junge Cavalier nach Paris, und weihet sich in deinen Misserien ein. Von dir beselet kömmt er in sein Vaterland wieder zurück, und wird bewundert. Du bist der allgemeine Gegenstand der Beschäftigung und Aufmerksamkeit aller Kammermädchen und ihrer Gebieterinnen. Dir zu Liebe stellet der Antiquarius, und Philologe mühsame Untersuchungen an, und du findest dich zu allen Zeiten am Schreibepult des Gelehrten, wie an den Rathstuben, in akademischen Versammlungen, wie in den Antichambren ein, hauchest den Menschen allenthalben deinen wohlthätigen Geist ein, und dikstirest ihnen ellenslange Protokolle, Titulaturen, Reskripte, Verordnungen, Dissertazionen, Rezensionen, und akademische Reden. O du wohlthätige Gottheit, träufle auch auf mich deinen erquickenden Balsam herab, verleihe mir deinen milden Einfluß nicht, und nimm mich auf in die Zahl deiner Klienten, damit ich gleich andern, die sich deines Schutzes erfreuen, eine reiche Pension oder Befoldung erhalte, ohne etwas dafür thun zu dürfen; oder grossen Rang und Ehrenstellen erlange, und von der Welt geachtet und bewundert werde.



II. Charaktere.

Die Emigranten.

Scenen aus einem Trauerspiele.

Die Szenen sind zu Reuburg an der Donau.

Ein gemeines Gasthaus; und in demselben ein Pastor,
ein Emigrant mit seiner Tochter, und ein Soldat.

Der Wirth. Hier ist Brandwein für baar Geld.

Soldat. Hol mich der Teufel. Herr Wirth, mehr
Respekt gegen meine Montour.

Wirth. Was Respekt? Soll ich die Zecher nicht
fodern dürfen?

Pastor. Was kostet denn hier ein Glas Brandwein?

Wirth. Zwei Groschen, wie dieses ist.

Pastor (bezahlt.) Hier sind sie; und einen Groschen
für Brod.

Wirth. Gut; Ihr Diener, für die gute Be-
zahlung 3.

Soldat. Und halt er künftig das Maul. Him-
mels Sakra! so ein Traktament bin ich nicht ge-
wohnt — bin schon vierzehn Jahre Soldat,
aber so einen Wirth — hol mich der Teufel —

Emigrant. Laß gut sein, ist doch heut schon der
letzte Tag.

Wirth. In meinem Hause bin ich Herr. Ich laß
mir nicht lange ums Maul fahren, und weiß so
gut

gut den Weg zum Herrn Hauptmann, als ein jeder anderer (geht ab.)

Soldat. Alle Wetter und Teufel, geh du zur Hölle, oder —

Emigrant. Stille, Freund, heut ist ja der letzte Tag.

Soldat. Vielleicht auch für diesen Hut, (wirft ihn in eine Ecke:) 's ist mir ein Teufel. Freut mich kein Dienst mehr, beim Haus B*** ein jeder so Sakramentskerl wollt unser einen konjoniren.

Pastor Ihr guten Leute, nun habt ihr doch Brandwein und Brod: verzehret es in Ruhe und Vergnügen.

Emigrant. Ja, wahr ist es, der Herr da hat Recht. Was sollen wir lange zanken? 's hilfe dennoch nichts.

Soldat. Verzeihen Sie, mein Herr, Sie sprechen über eine Sache, die Sie nicht verstehen. (Schneidet das Brod.) Hier Gretche, is, und trinke, damit du zu Kräften kömmt.

Gretche. Ach, ich trinke keinen Brandwein.

Soldat. Zum Teufel, was denn? Sollst doch ein Frühstück haben.

Emigrant. Sie kann keinen trinken, Freund!

Soldat. Warte, sollst wenigstens eine Milchsuppe haben auf die Reise. Ich will selbst dir eine Milchsuppe kochen, liebe Gretche: warte nur; ein Schlürstein will ich vorher thun, und hernach zu deiner Suppe. (Ziehet seinen Hof aus.) Ich brauche den verzeuften Wirth wohl nicht dazu. Sollst sehen, Gretche, was ein Soldat kochen kann.

Gretche.

Grethe. Laß es, ich nehme gleich mit Brod vorlieb.

Soldat. Ha, laß nur mich — bist wohl eine Milchsuppe werth. Mit leeren Magen laß ich dich nicht reisen. (geht ab)

Emigrant. Ist gar ein guter Narr, der Soldat. Ich dank es euch, mein Herr, ihr habt den Brandwein bezahlt. (trinkt)

Pastor. Wohl bekomm's, lieber Vater: Ihr seid wohl der Vater dieser schönen Tochter?

Emigrant. Ja, Herr, der bin ich.

Pastor. Aber der Soldat ist nicht euer Sohn? Der Mann hat Kourage für eine halbe Kompagnie.

Emigrant. Mein Sohn ist er nicht, aber mein Freund, mein Nothhelfer. (Trocknet sich die Augen.)

Grethe. Ja, wäre der nicht gewesen.

Pastor. Liebe Leutchen, ihr seht zwar mager aus, aber ihr habt doch gute Kleidung am Leibe: woher, und wer seid ihr denn?

Beide. Aus der P***

Pastor. Und wo wollet ihr hin?

Emigrant. Ins Oesterreich, nach Ungarn.

Pastor. Seid ihr etwa gar ausgewandert, lieber Vater.

Emigrant. Mein Herr, ihr habt es errathen.

Grethe. Schon vor fünf Wochen.

Pastor. So erzählet mir doch die Ursache eurer Auswanderung; euer Schicksal.

Emigrant. Ach, mein Herr, das würde zu lange dauern.

dauern. Man kann, — man läßt einen ehrlichen Mann nicht mehr leben: und was soll unser einer hernach machen mit Weib und Kindern?

Pastor. Sieht es denn gar so schlimm und verdorben aus?

Brethe. Ja, Herr, unser halbes Dorf ist verdorben, und die Leute können betteln, wenn sie wollen.

Emigrant. Werdens bald erfahren. Heut noch, oder morgen heißt es, sollen drei Schiffe voll Leute aus unserm Dorfe und der Nachbarschaft ankommen.

Pastor. Um Gottes Willen; wie betrübt muß es dort aussehen. Kann man denn keine Vorstellungen, keine Beschwerden anbringen? Gehet denn die Leute nicht zum Landesherrn?

Emigrant. Gott, unser einer versteht die Sache zu wenig. Der Durchl. Herr hält sich immer in B** auf, und wo soll man hingehen? Wer getraut sich die Sache recht zu erzählen, daß unser einen der Durchl. Herr versteht? und wer anderer mag sich auch der armen Zanern nicht annehmen. Herr, wer kein Geld hat —

Brethe. Und bei der Obrigkeit verhaft ist —

Pastor. Gott behüte, das wird ja doch die Obrigkeit nicht thun. Die Unterthanen hassen, das wär eine grausame Sache.

Emigrant. Es ist halt so, man kann nicht mehr fortkommen.

Pastor.

Pastor. So saget mir, wie gieng es denn euch, daß ihr in solche Umstände gerathen seid.

Emigrant. In meinem Unglück ist kein anderer Mensch Ursache, als der Amtmann. Dieser hat einen Sohn, der auch schon verheyrathet, und seinem Vater beigeordnet ist. Er versteht freilich nicht viel; aber überall kann er sich einschmeicheln, und sich zum Guten lügen. Ich mag gar nicht mehr daran denken, an den Schurken. (Trinkt.)

Grethe. Es ist halt ein liederlicher Mann, und hiermit gar.

Pastor. Und der hat gewiß euch das meiste zu Leide gethan.

Emigrant. Der Schurke, kam in der Nacht ein paarmal zu meiner Tochter, und wollte absolut ins Haus herein. Meine zween Söhne, der Komödie bald ein Ende zu machen, stellten sich, als kennten sie ihn nicht recht, und zeigten ihm mit dem Stok den Weg nach Hause. Was geschah! Er gab vor, sie hätten ihn auf freiem Wege angegriffen, es wär eine Verletzung der öffentlichen Sicherheit; und hatte es so weit gebracht, daß meine beiden Söhne ohne Gnad und Pardon — mußten Soldaten werden. (Er weinet.)

Grethe. Ja, Herr, das war erschrocklich; mitten in der Nacht mußten sie fort, und geschlagen und gestossen habens auf meine Brüder, wie auf die Hunde. Wer sollte nicht weinen!

E

Pastor.

Pastor. Tröstet euch, lieben Kinder, der alte Gott lebt noch.

Emigrant. Nu, da waren meine Burschen Soldaten! Es kam der Frühling heran, ich sollte meine Felder bestellen: die Tagelöhner kosteten mich immer vieles Geld, die Bursche wollten auch eines haben, ich allein war nicht im Stande die Arbeit zu thun, und so war ich nach und nach um mein wenig Geld gekommen.

Pastor. Das ist sehr traurig, lieber Vater, grausam, gottlos im höchsten Grade! O, wüßte das euer Fürst!, der würde den Schurken sträufen.

Grethe. Freilich hätte er längst eine rechte Strafe verdient. Erzählet das auch, Vater, vom Felde.

Emigrant. Vor fünf Wochen war ich auf dem Felde. Da kam denn wieder der nämliche Sohn des Amtmanns mit einer Flinte über die Schulter daher. Er gab mir allerhand beissende Reden, und bezeugte seine grosse Schadenfreude über meine Umstände. Wer sollte da nicht zornig werden? Ich hatte ihm Schand und Spott ins Gesicht gesagt, und wollte ihn vor Eifer anpacken. Ich hatte ihn samt seiner Flinte nicht gefürchtet; und wie ich recht zornig war, gieng er unter allerhand Drohungen weiter.

Grethe. Und den Hund hat er auch an euch gezehzet, nicht wahr? Vater!

Emigrant. Ja. Den andern Tag kam ein Bote, ich soll bei dem Amtmann erscheinen. Ich war

war eben nicht zu Hause; aber mein Weib fragte nach der Ursache, und was der Amtmann mit mir wolle. Der Bothe antwortete ihr, so viel er wisse, so werde es eher als nicht Karbatschstreiche absetzen, und ich werde etliche Tage bei Wasser und Brod eingesperrt werden. So sagte es mir mein Weib. Ach! ich soll mich so arg behandeln lassen wegen einer gerechten Sache! Ich soll mich schlagen und einsperren lassen?

Grethe. Meine Mutter und ich hatten bitterlich geweinet. —

Emigrant. Nein, dachte ich, bei Gott, nein! dieser Amtmann läßt uns nicht mehr fortkommen. Er hat mich um meine Söhne und mein Geld gebracht, meine Tochter war auch nie sicher. —

Ich gieng fort. Noch denselben Tag gieng ich mit meiner Grethe, und befahl meinem Weibe, alles zu verkaufen, und mir nachzufolgen.

Pastor. Weiß es eure Frau, daß ihr nun hier seid?

Emigrant. Ja, durch die Fuhrleute weiß sie alles; und sie that mir die Bottschaft, daß sie, vielleicht heute noch — kommen werde.

Pastor. Und wie kam euch denn das Ungerland in den Kopf?

Emigrant. Ein ehelicher Mann, der arbeiten will, denke ich, kömmt überall fort. Schon viele hunderte aus meiner Nachbarschaft sind ins Ungerland gezogen, und da will ich auch hinziehen. Alles lobet den Kaiser; und an mir, hoffe ich, soll der Kaiser keinen schlechten Unterthanen

haben. Ich arbeite, ich spare, ich lebe christlich — ach, wären nur meine Söhne bei mir!

Grethe. Meine liebsten Brüder, die dauern mich.
(Weinet.)

Pastor. Das ist ein unerseßlicher Schaden fürs Land, wenn ganze Haufen ihre Heimat verlassen. Gott! im Himmel, wenn ganze Felder unbearbeitet, ganze Dörfer entvölkert dastehen! Soll denn unser Fürst gar nichts von der Sache vernommen haben!

Emigrant. Ich weiß es nicht. Gott weiß, wie man ihn belügen und betrügen wird. Wenn die übrigen Herren auch so sein sollen, wie der Sohn unsers Amtmanns, was Wunder? Herr!

Der Soldat. (tritt herein.) Hier, Grethe! Der Teufel und 's Wetter, sollst sehen, daß ich auch ein guter Koch bin. Nun laß dir's recht schmecken. Iss, sag ich dir, und laß dir's schmecken. (Trinkt.) Eh — so muß man die Hitze löschen. Du, wohlauf, Vater, esset und trinkt. Der Herr da hat es ja bezahlt.

Pastor. Keine Umstände, ich zahle noch ein paar Gläser.

Soldat. Pravo! der Herr ist ein deutscher Mann. Du, Grethe! will's nicht schmecken. Ich weiß es schon, Pfeffer fehlt; aber die Soldaten sind's schon so gewöhnt, daß sie dennoch kochen, wenn ihnen schon etwas mangelt. Trinkt, Vater! der Herr hier bezahlt ja noch ein paar Gläser.

Pastor. Ein deutscher Mann hält Wort.

Soldat. Das hör ich gerne. Auf ihre Gesundheit.
Emi.

Emigrant. Hab eben dem guten Herrn meine traurige Geschichte erzählt.

Soldat. Gut! wie gefällt es Ihnen? nicht wahr, der Amtmannssohn ist ein rechter Spizbube? Hott mich der Teufel, hier soll ich die Kanaille haben; von oben durch wollt ich ihn spalten, und wenn er tausend Teufeln im Leibe hätte — die Höllenseele, die versuchte. —

Pastor. Was nützt jetzt all unser Aerger? Dem guten Vater ist doch nicht geholfen.

Emigrant. O, mein Herr! ihr wisset noch nicht alles. Ich bin arm? —

Pastor. Tröstet euch, Gott wird euch doch wieder gute Leute schicken, die euch beispringen.

Emigrant. Da habt ihr wahr geredet, mein Herr. Ja! hier steht einer. —

Gretche. Dem hab ich meinen Vater zu danken. Gott im Himmel solls ihm vergelten.

Soldat. Macht fort, eßt und trinkt. —

Pastor. Der brave Mann da? Nun seid ihr mir recht lieb. (Nimmt den Soldaten bei der Hand.)

Soldat. Das ist meine Pflicht. Müste mein Vater kein braver Mann gewesen sein, wenn er mich das nicht gelehret hätte. Mein Großvater war im Türkenkrieg, mein Vater war im Krieg, und — (leise.) hatt unser Durchl. Herr Kourage gehabt, wie ich, (schlägt auf seine Brust,) so hätte der Kaiser keinen Pfeifenstiel von unser Land bekommen. Wurd Saterment! Krieg solls geben — aber so isß eine Lumperei. Mag gar den Soldatenrock nicht mehr ansehen — Ich diene schon vierzehr

zehn Jahre; der verstorbene Herr hat mir kurz vorher versprochen, daß er mich zur Leibgarde nehmen wolle. Aber da holts der Teufel und seine Mutter, der gute Herr ist tod, und ich kann ewig Kommisbrod fressen. Muß Ihnen sagen, daß ich ihn recht lieb hatte, den verstorbenen Herrn, Himmels Sakra! Sie hätten mich sehen sollen Schwernot! auf der Schloßwache; wie Mauer, wie ein Eisenkerl stand ich da; und da sah er mich allzeit recht fest an, und lachte über meinen wilden Schnauzbart. Aber da hat mich der Dienst gefrent; gepuzt, und gewichset, wie der Teufel, hat alles sein müssen. War nichts neues, wenn ich zu M*** 12 und 14 aus dem Märzenkeller hinaussteufelte. Mord Sakernent! —

Pastor. Das freut mich, einen so rechtschafnen Soldaten zu kennen.

Emigrant. Ja wohl, rechtschaffen — ein recht braver Mann ist er. Ich war zwei Wochen krank hier, und hatte kein Geld. —

Gretche. Die erste Woche hatte der Bader und der Wirth so viel gekostet; alles gieng darauf.

Emigrant. Da kam denn, der Himmel hat ihn geschickt. —

Soldat. O Himmel und Soldat! die Liebe zu deiner Gretche hat mich hieher geführt. (Lacht.)

Pastor. Ich mögte doch euren Namen wissen, mein Freund?

Soldat. Ich — Simon Wurm.

Emi-

Emigrant. Am Montag wars, da ich gar nichts mehr hatte. —

Grethe. Nein, Sonntag — lieber Vater!

Emigrant. Oder Sonntag. Geh, sagte ich zur Grethe, so müssen wir verhungern; geh, vielleicht findest du einen mitleidigen Menschen, der sich erbarmet.

Soldat. Und da stand ich eben auf der Wache. Mein; dachte ich, was doch diesem Mädchen fehlen muß, sie weinet; ist gut gekleidet, aber ihr Anzug ist so ganz fremde. Ich fragte sie: Mein Schatz, was fehlt dir? Da war sie erschrocken, ha, ha, ha! daß ich sagte: Mein Schatz. Aber ich meinte es gut. Darfst nicht erschrecken, sagte ich, entdeke es mir, ich will dir helfen, wenn ich kann. Da erzählte sie dann die ganze Begebenheit. Warte, sagte ich, ich werde bald abgelöst. Du, das war gut; nach der Ablösung gieng ich mit ihr, und — da lag er, und weinte bitterlich!

Emigrant. In einer Viertelstunde brachte er mir Brod, Fleisch, Bier und einen Feldscheer. Ich durfte nichts bezahlen, und bis jezt hatte ich auf seine Kosten gelebt. Aber, sobald mein Weib kömmt, hoffe ich zu bezahlen, mein bester Herr Wurm. —

Soldat. Sie kömmt, oder nicht, ist alles bezahlt. Ihr seid mir werth, und Grethe ist mir lieb. Grethe muß mich so einmal heyrathen. Magst mich, Grethe? einen Schnauzbart, hol mich der Teufel. —

Pastor. Herr Wurm ist ein braver, guter Mann,
und

und Grethe würde sich das Spiel nicht verderben.

Emigrant. Ich habe nichts entgegen, und mich würde es freuen. —

Soldat. Bravo! Deine Hand, Vater! (geben sich die Hände.) Von der Mutter will ich auch schon die Einwilligung erhalten. Jetzt aber — was sagst denn du dazu, Grethe!

Grethe. Den Mann, der meinem Vater in der Noth beigestanden hat, werde ich aus Dankbarkeit ewig lieben und schätzen.

Pastor. Der himmlische Segen steige herab, über euch, ihr Engelskinder; eure guten, aufrichtigen Herzen verdienen es.

Soldat. (singt) Hinab, hinab ins Ungerland,
Goldberge sind mir dort bekant.

Glaub sicher, Grethe, ich kann überall mein Brod verdienen. Schuhschiffen geht überall; das hab ich ohne Meister gelernt. Was wärs denn sonst beim Regimente? mit meiner Gage hätte ich deinem Vater nicht helfen können. So gieb mir auch einmal deine Hand, Grethe. (Sie drücken sich die Hände.) He, Vivat, gute Nacht, Vaterland.

Der Wirth. (kömmt zurück: ordnet Tische und Stühle) Platz gemacht, ihr Herren, es kommen mehrere Gäste.

Soldat. (hält den Wirth zurück) Marsch — Schwer-noth, ich weiche nicht, und soll Kaiser Karl her-einkommen. Mein Groschen gilt auch zwölf Pfennige.

Pastor. Herr Wirth! wer kömmt denn?

Wirth.

Wirth. Geht nur hinaus, und sehet. Die ganze Donau voll Schiffe. Alles voll; lauter Fremde —

Emigrant. Donauschiffe kommen schon?

Wirth. Freilich; man sieht sie schon auf eine halbe Stunde weit.

Grethe. Dank, Himmel, meine Mutter kommt, meine Mutter. —

Emigrant. (freudig) O, Gott, mein Weib. —

Soldat. Auf! auf! Vater, Grethe! die Mutter ist alles werth. Ich geh auch mit hinaus.

Emigrant. (zum Pastor) Ich dank Ihnen, und leben Sie wohl, mein braver Herr.

Pastor. Ich muß selbst die Mutter kennen, welche eine so gut erzogene Tochter hat. Ich geh mit euch, Vater.

Soldat. So geht einmal, Sakra! meinet ihr, die Schiffe stehen auf der Donau, wie ihr hier auf der Stube? Grethe, du an meinen Arm. —

Adieu, grober Wirth. (alle ab: bis auf den Wirth)

Wirth. Adieu, (leise) Soldatengesindel. (ordnet die Tische) Das ist ein verteufelter Kerl, der Wurm; er macht noch unsern ganzen Ort rebellisch. Darf zu dem Hund nichts sagen, den Augenblick zieht er seinen Flederwisch. — Ein seelguter Kerl; alles liebt ihn; sogar sein Hauptmann. Aber — ärger als der Teufel selbst ist er. Ich glaube sicherlich, Gott sei bei uns, er ist gar besessen. Ich muß nur unsern Prediger, den Vater Grueber fragen; der ist gar ein frommer Mann, er wirds wohl wissen. Wissen doch die Jesuiten alles. (geht ab)

Die

Die letzte Szene an dem Donauufer.

Pastor. (mit dem Fernglas) Um des Himmels willen! welche Menge Emigranten.

Soldat. Alles dick und schwarz, wie ein Rabenflug. Zeig mir bald deine Mutter, Grethe.

Grethe. Ja — Ja — bald —

Emigrant. Holla! ich kenne schon einen. —

Soldat. Wer? wo?

Emigrant. Das erste Schiff — ja, ja, Schneiderhans —

Grethe. Schneiderhans —

Soldat. Etwa gar dein Schatz? Jetzt bin ich's. Hol mich der Teufel, der Kerl bekommt Handel mit mir.

Emigrant. (drehet seinen Huth in der Höhe, und ruft:) Schneiderhans — hast mein Weib nicht gesehen?

Schneider. (antwortet aus dem Schiff) Ja! ist auch dabei — das dritte oder vierte Schiff —

Grethe. (hüpft auf) Herr Jesu — meine Mutter, meine Mutter —

Soldat. Ho, Narr, spring nur nicht ins Wasser, wenn du mich heyrathen willst.

Emigrant. Das zweite Schiff — kenne Niemand.

Soldat. Schwernot, sind Nekrouten auch darunter?

Pastor. Weiße Hauben sind's, oder weiße Halstücher — Weiber und Kinder. —

Grethe. Noch nicht — meine Mutter ist nicht dabei.

Emigrant. Jetzt kömmt das dritte! — Schaut, schaut, es drehet sich. —

Grethe. Hilf, Himmel! geht unter, es sinkt! —

Pastor. Es sinket nicht, die Sonne blendet.

Soldat

Soldat. Werde nur kein Narr — (zur Grethe.)

Emigrant. Es geht wieder, Gott sei Dank! O, wehe! ist nicht darauf!

Grethe. (weinet) Sie kömmt nicht, ach! die liebe Mutter kömmt nicht!

Soldat. Ich schmeiß dich in die Donau, mit deiner Winkselei. Ist doch erst das dritte Schif; kömmt ja noch eins, das vierte. Ihr Weibleute könnst nichts erwarten.

Pastor. Ums Himmels willen! (sieht immer mit dem Fernglas nach der Donau) Die schönsten Kinder und Frauen, alle junge, gesunde Leute; ewig Schade um so blühende Familien. O, Vaterland, du kennest deine guten Leute nicht. Ach, wäre der Fürst dieser Leute zugegen, wie müßte es ihm rühren, er führte sie mit eigener Hand wieder zurücke.

Soldat. Jeder braver Kerl muß etwas wagen. Wär' ich Amtmann, es gieng gewis keiner vom Dorfe: aber den Amtmannssohn würde ich herumsuchen — den Schwernotkerl —

Pastor. So wakkere Leute, können Haus und Hof — ihr Vaterland verlassen!

Soldat. Ja, wenn alle das Heimwehe hätten, wie Sie. Verzeih mir's der Herr, für's Glas Brandwein. (singt zur Grethe) Heut du, morgen ich; heut ich, morgen du; heut du, morgen ich — ha! laß gehen, Grethe! Heute Nachts mach' ich das Testament. Den Hut da — (drehet seinen Huth) kann erben, wer will, der Lust hat vierzehen Jahre zu dienen, wie ich; zum Teufel.

Emi-

Emigrant. Grethe, gib Achtung.

Grethe. Kömmt die Mutter?

Emigrant. Das vierte Schiff — (stellt sich auf die Zehen) Da muß die Mutter darauf sein. Kömmt, kömmt schon. —

Soldat. Wie, Grethe, laß dich in die Höhe halten. —

Grethe. Laß mich — ja, ja, kömmt schon —

Soldat. Der Schiffer muß nicht geschmiert haben, weil es so langsam geht.

Emigrant. Jetzt — jetzt — ich glaube — die zweite — ja die Mutter — (drehet den Huth in der Luft, und ruft:) Katharine! — Katharine! — Grethe, diese isß, mit dem weissen Tuch in der Hand —

Soldat. (zur Grethe) Du fällst in die Donau — sie kömmt ja schon — jetzt. —

Grethe. (ruft) Mutter! meine Mutter! — (hüpf auf) Mutter — Mutter —

Katharine. (aus dem Schiffe rufend) Tausendmal! mein Kind! Gott grüß dich! mein Siegmund! Gott grüß dich, du lieber Mann! —

Emigrant u. Grethe zugleich. Grüß dich Gott, liebe Mutter, liebste Mutter —

Pastor u. Soldat zugleich. Grüß euch, liebe Frau —

Soldat. (zur Grethe) Hast eine kreuzbrave Mutter, hol mich der Teufel. Die liebe ich: sie isß ein wackeres Weib. — Weine nicht. — Du weinst ja, Vater! Ha, sei lustig, froh. —

Katharine. (in der Entfernung) Ich komme bald. —

Pastor. (mit dem Fernglas) Gott! an der Brücke — Schiffe

- Schiffe gehen unter dorten — drüben —
Hülfe — Hülfe — alles geht zu Grunde. —
- Soldat. Schwernot, ist's so?
- Emigrant. Laßt uns — mein Weib — (ziehet
sein Kleid aus: man hört heulen, schreien.)
- Gretche. Jesus — Jesus — meine Mutter —
(heulet und will über das Gestade springen.)
- Soldat. (reißt Gretchen zurück) Himmelsakra, ersauf
doch nicht. — (Stoßt sie vom Gestade, und der
Pastor fängt sie in seine Arme auf: dieser hält sie
bei den Armen.)
- Gretche. (will sich loswinden) Meine Mutter —
(sinkt ohnmächtig.)
- Emigrant. (zum Soldaten, während er die Schuhe
auszieht) Geh! Wurm — wir wollen — mein
Weib — hilf mir — (stürzt zur Erde.)
- Soldat. Bleib, du hast keine Kraft mehr. (wirft
seinen Noth weg. Zum Pastor auf den Vater deu-
tend. Hier, — gebt Achtung — jetzt gilt's n
Sturm — (springt in die Donau.)
- Pastor. Gott stärke dich, ehrlicher Mann! (Hilft
dem Vater auf, und nimmt ihn in seine Arme, so,
daß Gretche auf der einen, und der Vater auf der an-
dern Seite ruhen.) Betet, Kinder! betet zu Gott
— um Beistand!
- Emigrant. (erholet sich) Ich muß — mein Weib —
- Pastor. (hält ihn zurück) Betet, Kinder, betet! —
(der Vater wird wieder ohnmächtig) Himmel! der
Mann kann schwimmen! — Gott helfe, — Gott
stärke dich — (nach Pausen.) Ich sehe nicht mehr,
vor Zittern und Schrecken — betet, Kinder, betet.
Gretche.

- Gretche. (fährt auf) Mutter — (sinkt nieder.)
 Pastor. Bete, Kind, bete. —
 Emigrant. (sinket zur Erde) Weib — o, Tod! —
 Kinder. —
 Pastor. Betet, meine Lieben! — Lieber Gott! O
 Herr! Gnade — mit deiner — Barmh — —
 betet, Kinder! — (Man hört immer schreien und
 heulen über dem Wasser her. Leute laufen an dem
 Gestade mit Schiffhaken, Seilen, Stangen vorbei.
 Folgen lange Pausen.)
 Emigrant. (erholet sich) O, Gott! — mein Weib!
 Gretche. (richtet sich auf) Wo ist — meine Mutter —
 Emigrant. Du lebst noch — Kind —
 Gretche. (faßt den Vater an) Mutter — meine
 Mutter —
 Emigrant. Ich — kann nicht — helfe — helfe —
 Pastor. Lieben Kinder, betet — (Pausen). O
 Gott! —
 Soldat. (schleppt Katharine am Arme daher, das Was-
 ser triefet von beiden. Hier — Schwernot —
 Respekt für einen härtigen Soldaten — (schnau-
 bet) Schwernot — (setzt sie zum Vater hin.) Ist
 dieses dein Weib — deine Mutter, Gretche —
 Pastor. Ach, Gott! sie lebt noch —
 Soldat. Das soll sie auch. Hab mein Lebtag kei-
 nen Dienst nur halb gethan. Steh auf, alter
 Vater —
 Gretche. Mutter — Mutter — (faßt sie bei der
 Hand.)
 Soldat. Sachte — sie ist schwach —
 Emigrant. Wo — Gott — ist sie — (sieht sie
 an.)

- an.) Mein Weib — o, mein Weib — Katharine —
- Pastor. Sie lebt noch. Gott sei Dank. — Du edler Mann! wie soll dich dein Fürst belohnen —
- Soldat. Mir? — Keinen Pfennig. Brauche nichts — liebe mich Grethe — genug, adieu Vaterland.
- Emigrant. Ach! (zum Soldaten) du Erretter meines Weibes — meines Lebens —
- Pastor. Und des Lebens deiner Tochter?
- Emigrant. (küßt sein Weib) Hab ich dich! gutes Weib —
- Soldat. Weil sie's nur ist, bin recht frohe.
- Grethe. O Mutter, liebste — meine Mutter —
- Soldat. Ja, Grethe! wenn du mich noch nicht heirathen wolltest, Schwernot, und alle Sakra —
- Pastor O, Freund! ihr seid — alles werth.
- Katharine. (erholet sich und öfnet die Augen) Mein Kind — mein Kind — und du — Siegmund —
- Emigrant. Ich liebe dich — Gott! o, Freude —
- Grethe. Hab ich dich wieder — Mutter — du lebst!
- Soldat. Schmeicheln kann das junge Märrchen — so mußt's mit mir auch machen —
- Katharine. Wer, wo ist mein Erretter — Mann —
- Soldat. Ich! Und giebst mir Grethe, so spring ich noch zehnmal in die Donau.
- Pastor. Freund! ihr habt ein Fürstenherz —
- Soldat. Ich mag nicht —
- Pastor. Ihr verdienet Fürstengnade.
- Soldat. Ich will nicht; alle Wetter und Teufel —
- Emi-

Emigrant. Liebster Freund! der Himmel danke dir —

Soldat. Nichts, sag ich — Grethe allein will ich.

Grethe. Du guter, liebster Wurm, hast meinen Vater — meine Mutter —

Pastor. Und dich selbst hat er gerettet, der theure Mann! hätte dich Wurm nicht beim Arm gehalten, du wärest in die Donau gestürzt.

Grethe. Du bist — der Erretter —

Soldat. Will schon hören, was die Mutter sagt.

Emigrant. Siehe, bestes Weib, der Mann hier — hat dich — mich — und unsere Tochter vom Tode errettet.

Katharine. Gott! ich danke —

Soldat. Hab ich Grethe? Darf ich sie —

Emigrant. Alles Freund, alles — was ich habe.

Katharine. Ja! alles — was wir haben —

Soldat. Nun hab ichs. — Komm Grethe! (küßt sie.)

Pastor. Edler Mann! Wohlthäter! Held! fürstlicher Edelmuth liegt in deiner deutschen Geradheit verborgen; was würden Fürsten ohne solche deutsche Männer für Sieger sein? Groß ist der Mann, in dessen Seele die Tugend ohne Hofmeister gepflanzt ist. —

Soldat. Macht mir keine Predigt. Wir wollen die Frau in ein Haus bringen, und hernach will ich um meinen Felscheerer laufen. — (Nimmt das Weib unter den Armen.) O, Grethe, nun ist mir deine Mutter lieb! — Und für dich — hol mich der Teufel, für dich spring ich ins Feuer hinein.

(Der Vorhang fällt.)

Am:

Anmerkung des Herausgebers. Der selige Verfasser dieses Trauerspiels hatte sein Manuscript in einem Korbe hinterlegt, der ganz mit alten Zeitungen angefüllt war. Ich vermuthete nicht unschicklich, der Herr Autor mögte etwa den Stoff hierzu aus den Zeitungen genommen haben; denn ich durfte nicht lange durchblättern, so fand ich einen Theil der Geschichte. Im Jahre 1784 kamen auf einmal beinahe hundert Emigranten zu Neuburg an der Donau auf Schiffen an, und verunglückten an der dortigen Brücke. Obschon viele gerettet wurden, so hatten doch ohngefähr zwanzig Personen ihr Leben eingebüßt. Ich gab mir alle Mühe einige Spuren von dem wohlthätigen, rechtschaffenen und braven Soldaten zu finden, den der selige Autor geschildert hatte; ich suchte aber vergebens, und fand nicht mehr, und nicht weniger, als was ich eben von dem traurigen Vorfalle angemerkt habe. Tief unten im Korbe lag noch ein Zeitungsblatt, worauf etliche Zeilen mit der Feder, glaublich auch von der Hand des seligen Hrn. Verf. unterstrichen waren. Hier las ich, daß in eben demselben Jahre der Blitz den Dohmthurm in der bischöflichen Stadt Freising getroffen, und wirklich angezündet habe. Das Feuer loderte auf, die Kirche, die bischöfliche Residenz, das Archiv, alles war in Gefahr ein Raub der wilden Flamme zu werden, sagt der Zeitungschreiber. Kein Mensch wollte sich in den Thurm hinauf wagen, dem Feuer Einhalt zu thun. Ein einziger auf Urlaub gehender bayerischer Kavalerist war zum Glücke in der Stadt: er allein wag-

te sich in den Thurm hinauf, schlug mit der Hake die brennenden Balken los, bändigte das Feuer, und rettete die bischöflichen Gebäude; nachdem er seinen Kampf muthigst gekämpft hatte, zog er aus der Stadt ohne eine Belohnung zu fodern. — Ich halte dafür, daß der sel. Hr. Verfasser dieses Ideal nach Neuburg transferirt habe; denn im Manuscript ist nach den Worten: Respekt für einen bairischen Soldaten, zweimal Freising zu lesen, welches aber der sel. Hr. Verfasser wieder ausgestrichen hat.

III.

Vorreden ohne Buch,

I.

Vorrede zu einer Schrift

unter dem Titel:

Verlassenschaft eines Autors

aus

den schreibseligen Zeiten.

Vielleicht wird bei manchem Leser, dem diese Schrift in die Hände fällt, eine kleine Neugierde erwachen, zu wissen, ob diese Aufsätze wirklich das Werk eines bereits zu seinen Vätern hinüber gegangenen Schriftstellers seien, und, wenn sie das wirklich sind, auf welche Art dann ich, der Herausgeber, zu dem Manuskripte gekommen sei? Diesen Herren also, welche den erwähnten, für die Litterargeschichte ungemein wichtigen Umstand zu wissen verlangen, dienet hiemit zur Nachricht, daß der selige Verfasser dieser Schrift mein Vetter war. Er machte kurz vor seinem Tode ein Testament, worin er mich zum Universalerben einsetzte. Da der gute Mann, welchem Gott die ewige Ruhe verleihen wolle, als zukunftsmaßiger Autor nach altem

§ 2

Her-

Herkommen arm war, so bestund die ganze Erbschaft, die mir zu Theil wurde, in nichts anderm, als in einem abgetragenen Rocke von Halbtuch, eben solchen Beinkleidern, wollenen Strümpfen, abgenutzter Wäsche und diesen Handschriften, die ich hienit dem Publikum in geziemendster Ehrfurcht übergebe. Dieses Bekenntniß, glaube ich, wird hinlänglich sein, zu zeigen, auf welche Art ich das Manuscript an mich gebracht habe, und wird mich zugleich berechtigen, dem Werke den Titel zu geben: Verlassenschaft eines Autors aus den schreibseligen Zeiten. Da ich nicht so ehrgeizig bin, wie mancher anderer, der sich in Journalen und gelehrten Zeitungen wegen Schriften ausposaunen läßt, die er nicht verfertigt hat, so suchte ich alles zu entfernen, was zur Vermuthung Anlaß geben könnte, als wäre ich selbst der Verfasser; und verbitte also allen Beifall, welchen das Publikum dieser Schrift ganz unwidersprechlich geben wird, für meine Person zum voraus.

Diese Erklärung führet vielleicht den Leser auf eine zweite Frage: Was mich nämlich bewegen habe, diese Schrift drucken zu lassen, und der Welt mitzutheilen? Dieser Frage hätte ich freilich gleich auf dem Titelblatte begegnen können. Ich hätte nur hinzusetzen dürfen: Herausgegeben von seinem hungerigen Vetter, so wäre der Zweifel auf einmal gehoben, und der Bewegungsgrund meines Unternehmens klar genug an den Tag gelegt gewesen. Allein dieser Gedanke und die Wahrheit desselben war mir schon zu gemein, zu

alltäglich und abgenutzt, als daß ich mich desselben hätte bedienen wollen. Zudem muß ich aufrichtig gestehen, daß dieser wichtige Beweggrund, welcher heut zu Tage so viele Gedanken, Sammlungen, Magazine, Betrachtungen, Abhandlungen, gereimte und ungereimte Begeisterungen, dramatische Stücke und Romane hervorbringt, nicht der einzige ist, warum ich mich der Herausgabe dieses Werkes unterzogen habe. Die vorzüglichste Ursache, die mich hiezu vermochte, ist vielmehr jener allgemeine, erst seit einem paar Jahrzehnde beinahe in allen Menschen erwachte, mächtige Trieb, der sich, wie wir wissen, in unsern Tagen von Mann auf Mann unaufhaltsam verbreitet: ich meine die Autorsucht. Wenn es, dachte ich, manchem Kandidaten oder Professor erlaubt ist, die Buchläden mit gedrucktem Papier zu bereichern, wenn mancher, der sich seines Amtes wegen zum Schriftsteller berufen zu sein glaubt, schwarz auf weiß in die Welt hinaus schreibt, und die Welt manchmal treuherzig genug ist, ihn auf seinen Glauben zu lassen, ohne ihn an die Nichtigkeit seines Schriftstellerberufes zu erinnern, warum soll es mir nicht ebenfalls erlaubt sein, mich der ehrsamten Kunst einverleiben zu lassen? Der Leser sieht also wohl, daß doch ein bißchen Ehrgeiz mitunter stekke, der mich zu gegenwärtigem Schritt verleitete. Freilich hätte ich diesen meinen Lieblingstrieb in einem noch höhern Grade befriedigen, und vielleicht meinen Ruhm in einen noch hellern Glanz setzen können, wenn ich ein eigenes Werk geschrieben, und dem Publikum mitgetheilt

theilet hätte. Allein wozu ein unnöthiges Federzerkauen, wozu ein überflüssiges Kopferbrechen? Da es, Gott Lob, mit der Aufklärung heut zu Tage so weit gediehen ist, daß mancher Nabe, der sich mit fremden Federn besticket, dem schönsten Vogel mit seinen natürlichen Federn gleichgeschätzt wird, da heut zu Tage durch diesen glüklichen Fortschritt im reifern Denken ein jeder durch Herausgabe dessen, was ein anderer geschrieben hat, sich in ein eben so grosses Ansehen, in eben so grossen Ruf eines Genies, oder eines Gelehrten setzen kann, als wenn er selbst etwas gearbeitet hätte, so finde ichs allerdings unnöthig, mich dieser sauren Arbeit zu unterziehen.

Eine andere Ursache, warum ich diese Schrift der Welt vorlege, ist diese. Sobald, als ich meine ganze Erbschaft unter dem Arme nach Hause getragen hatte, fiel ich natürlich zuerst über diesen litterarischen Schatz her, und durchblätterte die Handschriften. Ich fand darin manches, das mir gefiel; (da ich nicht selbst Verfasser davon bin, darf ichs ja sagen; obwohl es keine Sünde und Seltenheit mehr ist, dieses auch von seinen eigenen Werken zu rühmen. Unsere aufgeklärte Zeiten haben uns über diese ängstliche Gewissenhaftigkeit, Gott Lob, hinweggesetzt.) Ich fand darin manchen Gedanken, manche Bemerkung, manche Wahrheit, die vielleicht noch nie gesagt worden, oder, wenn sie auch nicht mehr ganz neu sein sollten, doch wenigstens öfter der Beherzigung des Publikums vorgelegt, und um so mehr wiederholet zu werden
ver:

verdienen, da dasselbe sie wieder vergessen zu haben scheint. Sie mitzuthemen hielt ich auch darum nicht für überflüssig, weil mancher Gedanke vielleicht zu weitem Betrachtungen Anlaß geben, und auf nützliche und wichtige Aufschlüsse führen kann. Endlich, dachte ich, sei die Herausgabe einer solchen Schrift, welche mit unter doch Sachen und Stoff zum Denken enthält, wo nicht nützlicher, doch wenigstens unschädlicher, als die hunderttausend Romane und Liebeleien, Empfindeleien, Ländeleien und Kindereien, womit man heut zu Tage ästhetischen und moralischen Geschmack des Publikums verderbt, und es von nützlicherer Beschäftigung abhält. Sollte die Schrift nicht durchgehends lehrreich sein, so kann sie doch vielleicht durch Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Materie eine unschädliche Unterhaltung verschaffen.

Diese sind die Gründe, die mich bewogen haben, Herausgeber einer fremden Schrift zu werden, und ich hoffe, daß ich dafür wenigstens eben so viel Nachsicht verdiene, als zuweilen ein Schriftsteller Beifall erhält, von welchem man, wenn er gleich ein eigenes Werk schreibt, doch nichts rühmlicheres sagen kann, als daß er seine Finger in Bewegung gesetzt habe.

Ich habe hier nur noch etwas wenig von der Einrichtung dieser Schrift zu sagen. Erfindung, Gedankenreihe, Vortrag derselben gehören, wie gesagt, ganz meinem Vetter; ich habe nichts daran geändert, nichts hinzugesetzt, und nichts weg-

ge-

gelassen. Ich liefere sie so, wie ich sie erhielt, und überlasse es einem künftigen Philologen, sie zu prüfen, zu zergliedern, dem Sinne verschiedener Worte nachzuspüren, Stellen mittelst glücklicher oder unglücklicher Konjekturen zu verbessern, oder zu verhunzen, dem Verfasser einen Sinn unterzuschieben, den er nie haben konnte, und Varianten darüber zu sammeln. Indessen habe ich doch nicht ganz dem Beispiele manches modernen Litteraten gefolget, welcher für die Herausgabe irgend eines fremden Werkes grosse Lobsprüche und Ruhm einrundet, woran doch im Grunde der Setzer- oder Druckerjunge mehr Antheil und Verdienst hat, als der gelehrte Herausgeber. Mein Scherzlein, das ich dazu beigetragen, bestehet darin, daß ich die zerstreuten Blätter geordnet, und hie und da, wo ich es für nöthig fand, Anmerkungen beigesezt habe. Also Ruhm und Verdienst genug für mich; und da noch obendrein die Vorrede mein Eigenthum ist, welche beinahe auf einen halben Bogen heranwächst, so verdiene ich unstreitig, in einem künftigen Supplement zum gelehrten Deutschlande neben andern, welche noch weniger geleistet haben, als Schriftsteller zu glänzen.

Sollte dieses Päckchen Gedanken dem Publikum nur halb so angenehm sein, als mir diese Erbschaft war, so halte ich mich für meine geringe Bemühung, die ich auf die Herausgabe verwandt habe, hinlänglich belohnet. Ich wünsche dieses Blut meinem Vetter, dem ich im Grabe noch eben so gut bin, als ich ihn in seinem Leben geliebt

liebt habe. Eben um dieses wakkern Mannes, und um seiner Ruhe willen bitte ich die Herren Kunstrichter um Nachsicht. Denn da ich glaube, daß es in der andern Welt wenigstens für Autoren ein Fegefeuer gebe, wo sie sich von denen in diesem Leben begangenen Sünden erst reinigen müssen, ehe sie ins Elisium eintreten können; und ich meinen Vetter, wiewohl er sonst ein guter Mann war, von diesem Zuforte nicht freisprechen kann, so wäre es sehr grausam von den Herren Rezensenten, wenn sie ihm den Aufenthalt in dem Fegefeuer durch die Pein ihrer Kritik noch verbitterten.

2.

Vorrede zu meinem Buche:

Geschichte der Jesuiten.

Wir sind sehr viele interessante Werke bekannt, welche die Geschichte des Jesuitenordens, von seiner Entstehung angefangen, gründlich und mit vielen Scharfsinn abgehandelt haben. Ueberall findet man, daß die Ordensglieder ihrem Stifter getreu geblieben sind, dessen Absichten waren, Geld- und Ehrgeiz, zwei gar unschuldige Nüancen in der Welt. Die Nebenzweige dieser beiden Hauptstämme, als Mord, Vergiftung, Verbannung, Meuterei, Verschwörung, Betrug, Meineid, Schänderei,
Ab-

Abläugnung, Verfälschung, Heuchelei, Scheinheiligkeit, Banditerei, Verstellung, Verdrehung, und was noch hundert und drüber dergleichen Kleinigkeiten mehr sind, — alles dieses wird dem lesenden Publikum aus den ächten Geschichtschreibern unserer kleinen Vornwelt hinreichend bekannt sein. Da nun jene Schriften ihrer gründlichen, ungezweifelten Wahrheit wegen mit grossem Beifalle sind aufgenommen worden, so konnte ich mich, aus inziglicher Neigung gegen den hochgelobten Jesuitenorden und Liebe zur Wahrheit, nicht entbrechen, die einmal von meinen so vielen berühmten Vorfahren gebrochene Bahn zu betreten, und ihre Werke zu einiger Ergänzung der Geschichte fortzusetzen.

Es ist weltkundig, daß das Wort der Erlöschung der Gesellschaft Jesu existire. Ob nun diese Erlöschung nur eine leere Benennung, folglich die vom Pabst Ganganelli ausgefertigte Bulle nur zum leeren Zeitvertreib geschehen sei, oder ob diese Erlöschung in der wahren Bedeutung nach den Wirkungen und Folgen zu verstehen sei, dies soll gegenwärtige Abhandlung unter dem Titel: Einleitung zur Geschichte der Erjesuiten — erläutern. Jeder Leser siehet nun von selbst ein, daß es auf die Erörterung der Frage: ob der Jesuitenorden wirklich erloschen sei oder nicht? ankomme, und daß aus der Beantwortung dieser Frage das Wort Erjesuit könne abgezogen werden. Es ist also vorher nothwendig zu untersuchen, ob der Erjesuit ein wirklicher Jesuit sei, ob er sich qui talis der nämlichen Verbrechen, und Bübereien, und Schurkereien schul-

schuldig macht, deren die Geschichtschreiber, meine Vorfahren, erwähnt haben, oder ob es keinen Jesuiten mehr, das ist, Erjesuiten, gebe. Nach dieser historisch = kritischen Untersuchung folgt denn das

Erste Kapitel: Es giebt keinen Erjesuiten; sondern §. 1. wirkliche — §. 2. wahre — §. 3. unzählige Jesuiten.

Zweites Kapitel. Beweis des ersten Kapitels §. 1. aus Thatfachen; §. 2. aus ihren eigenen neuesten Schriften; §. 3. und Urkunden.

Drittes Kapitel. Die Jesuiten sind nach Ganganellis Breve die nämlichen, welche sie vorher waren §. 1. in ihren Instituten; §. 2. in ihren Monitis secretis, öffentlichen und Privathandlungen; §. 3. in ihren Kassen.

Viertes Kapitel. Die Jesuiten täuschen die Regenten §. 1. in ihrer Kleidung; §. 2. mit ihren Banknoten; §. 3. mit ihren eingezogenen Gütern.

Fünftes Kapitel. Die Jesuiten täuschen die Regenten und deren Unterthanen zugleich §. 1. mit ihrer Heuchelei; §. 2. Religion; §. 3. und mit ihrem gelehrten Ansehen.

Sechstes Kapitel. Die Jesuiten sind Beichtväter §. 1. an Höfen; §. 2. bei den Ministern und bei dem Adel; §. 3. und bei dem Volke.

Siebentes Kapitel. Wiederholung des sechsten Kapitels; Nutzenwendung der Beichte §. 1. Auf

Auf sich selbst; §. 2. auf die Ibrigen; §. 3. zum Sturz ihrer Gegner.

Achtes Kapitel. Die Lehre im Beichtstuhle, durch alle Klassen und Stände.

Neuntes Kapitel. Besondere Lehre, welche sie dem Frauenvolk ertheilen, §. 1. den eheligen; §. 2. den ledigen; §. 3. den bemittelten Frauenzimmern. *)

Zehntes Kapitel. Die Jesuiten sind Prediger §. 1. bei Hofe; §. 2. in den Städten; §. 3. auf dem Lande. Die besondern Lehrsätze für den Hof, den Bürger und den Landmann werden hier untersucht.

Elfstes Kapitel. Eine spezielle Abtheilung des zehnten Kapitels, und Schilderung vorzüglicher Renomistinnen aus diesem Orden, aus deren renomirten Predigten einige kurze Auszüge vorkommen.

Zwölftes Kapitel. Die Gelbbegierde der Jesuiten; ihre Bekanntschaft mit Wechslern und Handelsleuten.

Dreizehntes Kapitel. Ehre und Ruhmbegierde. Intriguen bei Hofe, Ministern und in den Privat-

*) Hier kommen verschiedene Anekdoten vor, als von dem Beichtgitter, welches man wie die Gläser in Kutschen, auf und niederziehen kann; von dem Beichttuch, worunter sich zween Köpfe verbergen; von der Generalbeicht und Annualbeicht, welche im Schlafzimmer geschehen muß u. s. f.

vathäusern. Wege durch Reifröcke und Schurz-
bänder.

Vierzehntes Kapitel. Noviziate der Jesuiten.
§. 1. für Kavaliere; §. 2. für Damen; §. 3. für
junge Studenten und Geistliche; §. 4. für Dika-
sterialpersonen; §. 5. für die Ehefrauen; §. 6.
für die Haustöchter; §. 7. für die Türken; §. 8.
für die Juden; §. 9. für die Herren Protestanten.

Fünfzehntes Kapitel. Die Jesuiten richten
sich nach Zeit und Umständen; sie halten es bald
mit den Aufgeklärten, bald mit den adelichen Dumm-
köpfen, bald mit dem Pöbel; wenn sie nur ihre
Absichten erreichen.

Sechzehntes Kapitel. Die Jesuiten nehmen
ohne Unterschied der Religion in ihren Orden auf,
Türken und Juden in grosser Menge, Beschnittene,
Beschnittene und Unbeschnittene, wenn diese nur
recht zu ihren Absichten passen. Dieses wird mit
Beispielen bewiesen.

Siebenzehntes Kapitel. Daher sind die Je-
suiten in der ganzen Welt verbreitet; sie stecken
unter Federhüten, unter Ordensbändern, in Ahnen-
stiftern, unter Uniformen, in Kutten und Weiber-
röcken.

Achtzehntes Kapitel. Hängt mit dem vorher-
gehenden zusammen, und entlarvet die Spionen der
Jesuiten, welche in Kabinetern, in den geheimden
Kanzleien, in Dikasterien, in Reichsstädten, und
protestantischen Hauptstädten, in Klöstern, auf den
Dör-

Dörfern, und sogar in den Freimäurerlogen sitzen.

Neunzehntes Kapitel. Die Jesuiten dirigiren die Schulen, wie vorher, nur sind sie des Dazwischens zu ihrer behaglichsten Bequemlichkeit von einigen Regenten überhoben worden. Sie bestellen für Familien Hofmeister und Lehrer, und besorgen den Lehrplan.

Zwanzigstes Kapitel. Die von den Jesuiten, seit Ganganellis Bulle, zum Druck beförderten Bücher, werden nach der strengsten Kritik durchsucht.

Anhang zu diesem Buche, worinn gezeigt wird, daß die Jesuiten sich auf die eingezogenen Güter ihres Ordens die sicherste Hoffnung machen. Die hierzu entworfenen Pläne werden gleichfalls angeführt.

Dieses ist nun der Inhalt des ersten Bandes, welchen ich dem wiskbegierigen Leser hiemit vorlege: woraus er ersehen wird, daß man vergebens so vieles von Exjesuiten gesprochen und geschrieben habe. Sollte meine Arbeit mit einem Beifall aufgenommen werden, der mich ermuntern würde, auf dem einmal betretenen Wege muthig fortzuwandeln, so verspreche ich dem geneigten Publikum bis zur nächsten Messe auch den zweiten Band meiner Geschichte zu liefern. Die Menge
von

von Thatfachen, Urkunden, authentischen Quellen, Beweisen u. s. f. ist so groß, daß ich genöthiget ward, mein Werk in zween Bände abzutheilen. Ich kann auch mit ziemlicher Zuverlässigkeit versichern, daß der zweite Band an Materien noch reichhaltiger, und noch interessanter erscheinen werde, indem sich seit einiger Zeit meine Korrespondenz mit den Gelehrten aus allen Weltgegenden um ein merkliches vermehret hat, welche alle darinn übereinstimmen, daß die Jesuiten, heut zu Tage vulgo Exjesuiten, seit Ganganellis Breve die remarquabelste Rolle auf der ganzen Welt spielen.

Dedikationen.

Dem

Wohlweisen, Hochzuverehrenden, Hochedlen und festen

Perückenstok

Er. Hochwürden

des

Herrn Generalsuperintendenten

zu * * *

widmet diese Vogen in geziemendster Ehrfurcht

der Verfasser.

Wohlweiser, Hochedler, fester, und hochzuvereh-
render Perückenstok!

Wer sich einen Grossen zum Gönner wünschet,
sagt sonst das Sprichwort, der macht sich zuerst
den Kammerdiener desselben, oder seinen Kutscher,
oder seinen Hofnarren, oder seine Mätresse zum
Freunde, und schmeichelt sich, durch diesen Kanal,
durch welchen allerdings schon mancher Dummkopf
sein Glück gemacht hat, die gewünschte Gunst des
hohen Patrons zu erhalten. Diesem Bewegungs-
grunde wird vielleicht mancher meinen Entschluß
zu

zuschreiben, Ihnen, Hochzuverehrender Perückenstok, meine geringe Arbeit u dediziren. Allein wer hier immer diesen Schluß a pari machen will, der irret sich sehr, und ich würde in Wahrheit der unverständigste Mensch von der Welt, und Ihrer hohen Gunst ganz und gar unwürdig sein, wenn ich jemals aus diesem eigennützigen unedlen Bewegungsgrund dieses Blatt mit Dinte beschmieren, und von Ihnen so unwürdige Begriffe haben könnte, Sie in Rücksicht Ihres Herrn mit einem Kammerdiener, oder Kutscher, oder Hofnarren, oder mit einer Mätresse zu vergleichen. Nein, so sehr ist mein Verstand noch nicht herabgekommen. Nicht als wenn ich Sie für ein minder wichtiges und würdiges Geschöpf hielte, oder als wenn ich glaubte, sie hätten weniger Verdienst, als Ihr theurer Prinzipal, der Herr Generalsuperintendent, eigne ich Ihnen diese Schrift zu; sondern einzig und allein aus dem ungeheuchelten Gefühle der Hochachtung gegen Sie, womit meine ganze Seele erfüllet ist. Die unwiderlegbare Ueberzeugung, daß zwischen Ihnen und Ihrem Herrn Prinzipal die vollkommenste, herzinnigste Harmonie und Aehnlichkeit herrschet, die Achtung, die dem Perückenstoke eines Herrn Generalsuperintendenten in vollem Maaße gebührt, die feste Hoffnung, daß, wenn ich das Buch Ihnen widme, es eben so viel sei, als wenn ich es dem Herrn Generalsuperintendenten selbst dediziert hätte, alles dieses macht den Bewegungsgrund meines Unternehmens aus. Haben Sie ja die hohe Gewogenheit, diesen geringen Beweis meiner unbeschränkten

G

Hoch-

Hochachtung nicht zu verschmähen, und meiner Schrift den Ruhm nicht zu versagen, daß der Glanz ihres Namens, der an der Spitze derselben stehet, auf sie wohlthätig herabstrale. Ich weiß es, Perückenstöcke haben der Identität wegen gewöhnlich lieber mit Theologen zu thun; allein obschon ich ein Laie bin, und folglich mit Perückenstöcken in keiner sonderlichen Verbindung stehe, so schmeichle ich mir doch, daß Sie es nicht ungnädig aufnehmen werden, wenn auch ein Laie in die erlauchte Gesellschaft und Konnexion zu treten sich bestrebet. Ich bitte Sie noch einmal um Dero hohe Wohlgeogenheit, und habe die Ehre mit aller erdenklichen Hochachtung zu verharren

Eines Hochzuverehrenden, Hochedlen Perückenstocks &c.

tiefniedrigster Verehrer,
der Verfasser.

2.

Dem

Hochedlen, festen und Wohlweisen Herrn,
Johann Georg Handfeß,
bestens verdienten Bürgermeister in dem Marktflecken Querlequitsch.

Nabener hatte seine Sprüchwörter dem Esel des Sancho Pansa in aller Ehrfurcht gewidmet. Hätten

ten schon zu selbiger Zeit Eure Weisheit gelebt, so würde er ganz gewiß den Esel hintangesetzt, und sich dafür an Eure Weisheit gewendet haben. Was nun jener nicht thun konnte, dessen bestrebe ich mich, und wage es, Ihnen meine gegenwärtige historisch-diplomatische Abhandlung von den Vorzügen der Dummheit in Ehrfurcht und Untertänigkeit zuzueignen. Freilich würde vielleicht Eurer Weisheit mit einem guten westphälischen Schinken eher, gedient sein, als mit einer Dedicazion; da aber Hochdieselben wohl wissen werden, daß die Autoren manchmal für sich selbst keinen Schinken, vielmehr einen einer fremden Person zu dediziren haben, so werden Sie mir eine solche Gabe um so weniger zumuthen, da ohnehin bei den vielen Rechtsbändeln, welche Hochdieselben zu schlichten haben, unter den Rationibus decidendi auch zuweilen Schinken vorkommen. Ich schmeichle mir einer gnädigen Aufnahme meines Werkchens, und ersterbe in tiefester Ehrfurcht,

Eurer Weisheit zc.

gehorsamster
der Autor.

 IV.
 Projekte.

Soldat.

Wie ehrwürdig ist mir der Mann, der zum Schutze des Vaterlandes zugegen ist, der für die Sicherheit wachet, das Land von Dieben und Bösewichtern reiniget, und es gegen feindliche Angriffe mit seinem Blute vertheidiget. Gewiß verdient dieser Mann höhere Achtung des Fürsten und der ganzen Nation, als mancher Professor Eloquentiae sacrae, verdient eine grössere Belohnung, als Virtuosen, Rastraten und Tänzer.

Aber wie sehr ist dieser Stand von seiner Höhe herabgesunken! Seitdem der Soldat Miethling ist, seitdem ist's mit der Achtung dieses Standes geschehen. Einst war er ein Stand der Ehren; beinahe alle Nationen betrachteten ihn in diesem Lichte. In der Eigenschaft eines Soldaten, dem Vaterlande zu dienen, war bei den Griechen und Römern ein Vorzug, den sich ein jeder sich eiaen zu machen bestrebte. Alles drängte sich mit Enthusiasmus hinzu; man betrachtete den als keinen so guten Bürger, als keinen so würdigen Menschen, der nicht unter den Andern des römischen Kriegesheeres gestanden. Eben so geehret war dieser Stand auch unter den alten Deutschen. Wer immer ein
Ge-

Gewehr tragen konnte, war Soldat. Mädchen schenkten nur denen ihr Herz, die im Kriege Zeugnisse ihrer Tapferkeit abgelegt hatten. Sogar die Weiber zogen mit in das Feld. Wer Bürger war, der war auch Soldat; denn das Vaterland im Ansehn zu erhalten, es vor Anfällen zu schützen, es, wenn fremde Heere seinen Umsturz droheten, zu vertheidigen, war die erste und gemeinschaftliche Angelegenheit der ganzen Nation.

Von diesem erhabenen Geiste ist nun beinahe keine Spur mehr übrig. Er ist ein Soldat, sagt man jetzt, wenn man einen unbedeutenden, niedrigen, verächtlichen Menschen nennen will. Woher kommt es, daß man diesem würdigen Stande so wenig Achtung bezeigt? Mich dünkt die Ursache liege in der Staatsverfassung selbst. Einmal ist dieser Stand nicht mehr das Vorrecht freier Bürger; das, was den Bürger zunächst angehet, ist nicht mehr der Beruf des Bürgers; die Vertheidigung des Vaterlandes ist und bleibt Niethlinden überlassen. Die Vertheidigung des Vaterlandes geschieht also aus keinem edlen, sondern aus dem schmutzigen Bewegungsgrund, sich sein Brod zu verdienen. Große Thaten zu thun, sich selbst aufzuopfern, weil man dafür bezahlet wird, ist an und für sich nicht sonderlich rühmlich, ist wenigstens kein Verdienst. Man verlieret folglich die Achtung für Leute, die kein Verdienst haben, und aus einem schmutzigen Bewegungsgrunde handeln.

Bei der heutigen Verfassung gehöret der Soldatenstand einigermassen unter den Stand der
Ar-

Armut. Die zahlreichen Armeen, welche die Eroberungsfucht und Politik der Grossen nothwendig gemacht hat, setzen den Fürsten ausser Stand, Vertheidiger und Beschützer des Vaterlandes so zu belohnen, wie es die Grösse ihrer Pflicht und die Wichtigkeit ihres Amtes erheischt. Sie bekommen eine sehr schmale Gage, und wer unter ihnen nicht ein Handwerk versteht, oder den Tagelöhner macht, um sich nebenher einen Groschen zu verdienen, der kann mit seinem Solde nicht bestehen. Selbst in diesem Falle schleppet er noch größtentheils sein Leben mühselig durch. Die Menschen, die so selten ein Ding nach ihren innerlichen Vorzügen beurtheilen, und den Werth desselben die meistenmale nur nach den äusserlichen Vortheilen abwägen, die es gewähret, sehen daher die Gewohnheit, den Soldaten schlecht zu besolden, für eine Art von Geringschätzung an, mit welchem der Staat diese Gattung Leute belegt. Wenn nun, wie die Erfahrung lehret, die Denkungsart des Hofes oder Staates auf die Denkungsart der Nation übergehet; wenn diese die nämlichen Gefinnungen annimmt, welche der Hof entweder wirklich hat, oder wenigstens in der unrichtigen Vorstellung der Menschen zu haben scheint, so ergiebt sich die natürliche Folge daraus, daß man einem Stande sehr wenig Hochachtung zolle, den der Staat selbst als einen unbedeutenden Stand zu betrachten scheint.

Diese Verachtung entspringet also zum Theil aus einer Verfassung, welche die dormaligen politischen und ökonomischen Umstände nothwendig

ma:

machen. Sie entspringet aber auch aus einer andern Quelle, welche ebenfalls ihren Grund in der Staatsverfassung hat, die aber nichts weniger als nothwendig ist, sondern ohne allen Nachtheil leicht abgeändert werden könnte. Wenn jemand einen Fehltritt begangen, wenn ein Bauerkerl sich im Zaumel der Trunkenheit mit andern herumgeschlagen, wenn ein anderer sich landesherrlichen Verordnungen widersetzt, oder andern Unfug getrieben hat, so verurtheilet ihn der Richter in manchen Orten zum Soldatenstand. Mancher neuen landesherrlichen Verordnung wird es ausdrücklich beigefügt, daß die Uebertreter derselben zur Strafe entweder auf einige Jahre, oder auf ihre ganze Lebenszeit zum Soldatenstande verurtheilet sein sollen; in manchen andern Fällen ist zwar dieses in keinem Gesetze enthalten; es hänget aber vom Ausspruche des Richters ab, welcher sehr oft dieses Mittel ergreift. Zuweilen geben auch die Aeltern oder Anverwandten ihren ungerathenen Sohn unter das Regiment, damit er dafelbst, wie sie sich ausdrücken, Mores lerne, und gezüchtigt werde. — Ist dieses nicht ein stillschweigendes Bekenntniß des Staats, daß er den Soldatenstand selbst als einen verächtlichen Stand betrachte? Wenn er ein ruhmvoller, würdiger Stand ist, wie kann er zugleich Strafe sein? Ein Stand, dessen Beruf die Besorgung der Landeswohlfahrt, dessen Geschäfte die Vertheidigung der Freiheit und des Landeigenthums ist, Strafe? Wenn der Staat nie durch eine Anstalt einen guten Endzweck verfehlet, wenn

wenn er sich nie in seiner Denkungsart widerspricht, wenn er nie eine Lücke in sein eigen System macht, so geschieht es durch diese. Mit jedem Gegenstande, der uns als Strafe aufgelegt wird, verbindet wir den Begriff eines unangenehmen, schändlichen, eines freien und edlen Menschen unwürdigen Dinges. Strafe ist die Verneinung gewisser Vollkommenheiten, ist etwas, das uns von dem Zustande eines rechtschaffenen, ansehnlichen Menschen um etliche Grade herabwürdiget, ist Versezzung des Menschen von seinem gewöhnlichen Zustande in einen schlechtern. Die konkomitante Wirkung der Strafe ist Gefühl seiner Niedrigkeit, und Beschämung. Der Gegenstand der Strafe, der Stof, der zur Strafe gemacht wird, schließet daher allemal den Begriff eines erniedrigenden Dinges in sich ein; ist folglich etwas verächtliches. Wenn Strafen nicht beschämen, so hat sie die Befezzung vergebens eingeführt. Warum stellet man Betrüger und Spizbuben auf den Pranger, warum hauet man sie mit Ruthen aus? Selbst ein honetter Arrest ist mit einer Art von Schande, wiewohl in geringerm Grade, begleitet. Schande ist die Würze der Strafe, ohne welche sie ihre Wirkung nicht thut, ihre Absicht nicht erreicht; sie ist der Balsam auf die Wunde, welche sie nicht heilen würde, wenn er nicht Brennen und Schmerzen verursachte.

Nein, was an sich gut, was rühmlich ist, sollte nie eine Strafe sein. Wenn es Strafe ist, ein Beschüzzer des Vaterlandes zu werden, wenn diese

diese Strafe nach der Natur der Dinge Verachtung nach sich ziehet, welcher fröhliche, edel denkende Mensch wird sich auch in dem Falle, daß sein Vaterland solcher Beschützer höchstens bedarf, entschließen können, sich dieser Klasse von Menschen beizugesellen? Wer wird Lust haben, dem Vaterlande in dieser Eigenschaft zu dienen, wenn er sieht, daß ihm das Vaterland so schlechten Dank dafür hat? Man stecke einen ungerathenen Sohn, einen Betrüger, einen Raufbold, oder sonst einen Verbrecher in ein Zuchthaus, in ein Zollhaus, oder meinetwegen in ein Kapuzinerkloster, nur nicht unter das Militär. Obwohl der Mensch, wenn er Kapuzinermönch wird, gute Tage hat, und fressen, saufen und faulenzeln kann, trotz einem Kavaliere, so ist er doch wenigstens als geistlicher Charlatan der Verachtung der vernünftigen Welt ausgesetzt, und ist folglich die Absicht, ihn zu strafen, wenigstens in einer Rücksicht besser erfüllt.

Dieser Umstand also, daß selbst der Staat für den Soldatenstand geringe Achtung genug hat, um ihn als eine Strafe aufdringen zu können, die schlechte, armselige Lebensart, zu welcher die Martistsöhne aus Mangel eines höhern Salariums verdammten sind, und zu diesem allen die zuweilen sehr harte Behandlung von Seite der Obern, die Nothwendigkeit, eine Maschine zu sein, und alles blindlings zu thun, was man zu thun geheißen wird; die Nothwendigkeit, ganz der Laune und Willkür eines andern überlassen zu sein, die Schläge endlich, die oft manchem eines bloß eingebildeten oder

we-

wenigstens eines geringen Fehlers wegen zu Theil werden, alle diese Umstände verleiten uns, den Soldatenstand als eine Art von Sklaverei zu betrachten, und diese Betrachtung hält uns gemeiniglich ab, ihm jene Hochachtung zu zollen, die ihm nach seiner innerlichen Wichtigkeit und Würde gebühret. Diese sind die Quellen der Verachtung von Seite der Staatsverfassung. Eine andere Quelle liegt in dem Karakter der gewöhnlichen Soldaten selbst.

Die Regimenter bestehen zuweilen aus einem Haufen wilder, unbändiger, und schlechter, zuweilen armer oder ungeschickter und unwissender Leute. Wer arm, unglücklich, bedrängt ist, wer eines besondern Zufalles wegen in Kleinmuth gerathen, wer auffer Stand ist, sich sein Brod zu verdienen, nimmt in der Verzweiflung seine Zuflucht zum Soldatenstande, und läßt sich anwerben. *Spes ultima Miles* ist der Wahlspruch solcher Leute, und zugleich das Lösungswort, womit die Welt ihre mit Verachtung verbundene Abneigung gegen diesen Stand ausdrückt. Eine andere Gattung Leute, die sich dem Soldatenleben widmen, sind diejenigen, welche aus blossem Muthwillen, aus Lüderlichkeit diesen Schritt thun. Diese legen ihre bösen Gewohnheiten, ihren Muthwillen, ihre Lüderlichkeit sehr selten ab; sie bleiben auch als Soldaten, was sie vormals waren, Säufer, Hurer, Rauber und dergleichen. Ein Theil endlich bestehet aus Eingebornen, aus Landpurschen, welche ausgehoben und dem Militär einverleibt worden. Eine solche

che Gesellschaft von verschiedenen Menschen aus verschiedenen Nationen, mit verschiedenen Sitten und Anarten, eine Gesellschaft, die zum Theil aus ehemaligen Nothleidenden, Unglücklichen, Lüderlichen, aus Leuten, die eines Verbrechens wegen aus andern Ländern verwiesen worden sind, oder aus fremden Deserteurs besteht, kann für nichts anders als für eine Sammlung sehr bizarrer und unwürdiger Charaktere angesehen werden, und folglich auf die Hochachtung des Publikums sehr wenig Anspruch machen. Da man an einzelnen Individuen sehr unansehnliche Leute findet, so macht man, der gewöhnlichsten Lieblingsneigung zu Folge, leicht einen nachtheiligen Schluß auf das Ganze. Der Zwang endlich, welcher Inländern in diesem Stücke angethan wird, der traurige Umstand der gewaltsamen Aushebung ist keine sonderliche Empfehlung für diesen Stand. Er führet auf den Gedanken, daß ein Stand, zu welchem man Menschen zwingen muß, keine Vortheile gewähre, keine Vorzüge habe, und mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft sei. Wozu man gezwungen wird, das liebet man nicht; und was man nicht liebet, dafür hat man eben keine Hochachtung. Man höret hie und da laut über die Rekrutenaushebungen klagen; die Klagen tönen in der Folge von Haus zu Haus, und so fließet endlich die Abneigung zu diesem Stande aus dem Munde des einen in das Herz des andern hinüber.

Zuweilen ist auch eine warme Liebe zum allgemeinen Besten, oder Sorgfalt für seinen eigenen öko-

nomischen Wohlstand die Quelle dieser Abneigung. Man glaubt, die grosse Menge Soldaten sei überflüssig; der Unterthan, der sie ernähren, und je stärker ihre Anzahl ist, zu ihrem Unterhalt auch desto mehr beitragen muß, wäre ohne eine so starke Miliz von einem grossen Theile dieser Abgaben befreiet, und könnte dieses Geld weit nützlicher für sich oder zum allgemeinen Besten anwenden.

Es wäre allerdings zu wünschen, daß die Welt ihre Gesinnung ändern, und den Soldatenstand mehr ehren mögte. Wäre das Soldatenleben wieder ein Posten der Ehre, wie ehemals, so würden wir mehrere Soldaten sehen, die es aus Neigung sind, und Soldaten aus Neigung würden im Frieden bessere Bürger, und im Kriege grössere Helden sein.

Vielleicht auch nicht so häufig desertiren, sagte mir mein Genius, als ich ihm vorstehende ehrsame Deklamazion, sive Dissertazion über die Verachtung des Soldatenstandes mit geziemendem Respekt vorgelesen hatte. Nur weil es diesem Schuzengel beliebte, mich an die Deserzion zu erinnern, und ich ohnehin noch gerne länger von Soldatenfachen schwazze, so solls nun gleich über diesen Gegenstand losgehn.

Die Deserzion geschieht manchmal aus Muthwillen und Gewohnheit. Ein Soldat, der aus seinem Vaterland desertirt ist, und sich in einem andern Lande als Soldat wieder aufnehmen läßt,

de=

desertirt auch aus diesem wieder, und schwört zur Fahne eines dritten Herrn, ob ihn gleich die Erfahrung an jedem Orte bisher gelehret hat, daß das Soldatenleben, es sei unter dem Nordpol, oder unter dem Mittagskreise überall gleich gut oder gleich schlecht ist. Das wandernde Leben wird einem solchen Menschen, der von Natur mit viel Leichtsinne begabt ist, gleichsam zum Bedürfnis; der Ort, in welchem er lange sich aufgehalten, wird ihm nach und nach zu enge; er desertirt aus Gewohnheit. Es gehet diesen Leuten zuweilen wie jenen Menschen, deren Geschmak verdorben ist, und die eine gute Speise mit Ekel von sich stossen, und eine schlechte mit Heißhunger ergreifen, oder beständig abwechseln, stets wieder andere Speisen verlangen, und doch an keiner Behagen finden. Beispiel, Ermunterung, Kammeradschaft tragen in Deserzionsfällen sehr vieles bei, auch in andern eine Neigung zu einem solchen Schritt hervorbringen. Sie verbinden sich mit ihren Kameraden, folgen ihnen, nicht weil sie einen mächtigen Bewegungsgrund in sich, oder von aussen her finden, sondern weil sie das Beispiel reizet, weil sie gern die Gesellschafter eines andern sein wollen, weil sie Gesellen an der Abwechslung finden. Doch alle diese Fälle sind seltener; am häufigsten geschehen die Deserzionen aus wahrer Abneigung gegen das Soldatenleben in einem bestimmten Orte. Diese Abneigung aber entspringet aus dem Gefühl des sehr beschwerlichen und elenden Zustandes, mit welchem das Soldatenleben in diesem Orte verbunden ist,
und

und aus der Hoffnungslosigkeit, diesen Zustand in gegenwärtigem Lande jemals verbessern zu können. Wo die Strapaze des Soldaten am größten ist, wo er am wenigsten Gage hat, oder sich nebenher am wenigsten verdienen kann, wo er am härtesten gehalten wird, da wächst seine Neigung zur Freiheit, die Neigung, seinen Zustand zu verbessern, am stärksten. Er hoffet dieses in einem andern Lande thun zu können, und desertirt.

Ausser diesen zwei Ursachen, welche zur Deserzion verleiten, nämlich ausser dem Leichtsinne und der Bedrückung, läßt sich kaum eine andere angeben. Man mag aber diese, oder jene, oder ihrer noch mehrere annehmen, so fragt sich, welches sind die Mittel die Deserzion zu verhindern? Sind Strafen wirksam genug? Kommen sie nicht die meistenmale zu spät, und hat der Staat nichts, wodurch er seinen Zweck erreichen könnte, ohne der Strafen zu bedürfen?

Das wäre in der That ein herrliches Ding, wenn das traurige Strafen einmal aus der Welt geschafft würde. Es taugt beim Militär so wenig als in der bürgerlichen Welt. Im Deserzionsfalle gar nicht; am allerwenigsten die Strafen, die auf dieses Verbrechen festgesetzt sind. Wenn ich Fürst wäre, und es behagte einem das Klima meiner Regierung nicht mehr, und es beliebte ihm, meinen Dienst zu verlassen: ich ließe ihn in Gottes Namen dahin ziehen, und wünschte ihm besser Glück in einem andern Lande. Nachsetzen und einholen ließe ich

ich ihn gewiß nicht. Denn wozu würde das nützen? Welche Treue, welche Pünktlichkeit im Dienste könnte ich mir von dem Manne mehr versprechen, welcher keine Lust mehr hatte, mir zu dienen, und nun dazu gezwungen wird? Wenn man die Hunde auf die Jagd tragen muß, so erhaschet man, wie ihr wißt, sehr wenig Wildpret. Man haue den Deserteur immer mit Spießruthen; man wird ihm doch das fernere Wohlgefallen an dem Dienste, die Neigung dazu, die Treue und den Patriotismus, — lauter wesentliche Eigenschaften eines Soldaten — nicht ins Herz hinein haue. Obendrein macht man ihn dadurch zum Krüppel, der aus Gebrechlichkeit seine Pflicht nicht halb mehr erfüllen kann, wenn er auch wollte.

In einigen Ländern henket man die Deserteurs auf. Ich würde keinen darum aufhängen, weil er gesucht hat, den Naturtrieb zu befriedigen, und durch Umtauschung meines Dienstes gegen einen andern seinen Zustand zu verbessern. Jedermann liebet die Freiheit; jedermann suchet sich von einem ihm beschwerlichen Joch loszumachen, sollte es auch nur in seiner Einbildung ein Joch sein. Wenn er durch Zerreißung der Bande, die ihn an dieses oder jenes Land ketten, seine Pflicht verlezet, so ist doch gegen ein einzigesmal, wo man einen solchen Schritt der Bosheit zur Last legen kann, zwanzigmal Fehltritt aus Schwachheit oder Irrthum. Eine Strafe kann ihn so wenig von der Krankheit kuriren, als ein geschriebenes Rezipie, das man ihm in seine Nothtasche steckt. Nur Be-

leh-

Lehrung, nur Uebersführung von dem Irrthume kann ihn heilen. Ich kann nicht beareisen, was man mit dieser Strafe für einen Endzweck verbinden könne. Besserung? Die kann nicht erfolgen, wenn man dem Verbrecher die Mittel raubt, ferners zu handeln. Einem Menschen das Leben nehmen, schließet allen Begriff von Besserung aus. Oder besträset der Fürst einen solchen blos, um ihn zu züchtigen? Um das Böse, das er an ihm gethan hat, zu rächen? Eine solche That ist eines Fürsten unwürdig. Stillung der Rache ist kein würdiger Zweck, der eine Strafe rechtfertigen könnte. Ich kenne die Wendung, wozu man gemeiniglich seine Zuflucht nimmt. Nicht Besserung dessen, der wirklich gefehlet, ist der Zweck der Strafe, sagt man, sondern Bewahrung anderer vor ähnlichen Verbrechen. Das Beispiel und die darin liegende stille Erinnerung und Lehre soll andere abschrecken. — Ich glaube das Gegentheil. Entweder ist der Soldat an sich ein rechtschaffener, ehr- und pflichtliebender Mann; und in diesem Falle bedarf er eines abschreckenden Beispiels nicht. Ein solcher Mann wird seine Pflicht niemals vergessen, weil schon sein Herz zur Erfüllung derselben geneigt ist. Oder der Soldat ist ein leichtsinniger, muthwilliger Mensch, ein Wagehals, der sich aus Pflicht und Gewissen nicht das Geringste macht. Von solchen Leuten sehen und hören wir täglich Fehltritte; sie desertiren, wenn sie gleich erst am vorigen Tage die Strafe an einem ihrer Mitbrüder selbst vollzogen haben. Sie wagen es; denn mit
ihrem

ihrem Unternehmen ist immer die Vorstellung und Hoffnung verbunden, daß sie nicht eingeholet werden, und folglich der Strafe entgehen werden. Diese Vorstellung wirkt bei einem Menschen, dem sein gegenwärtiger Zustand unerträglich ist, stärker, als das Anschauen der Strafe. Jenen fület er tief; diese aber denkt er sich nur entfernt; nicht gewiß, höchstens nur möglich. Zudem ist in den Augen eines solchen Menschen die Strafe zuweilen eben nichts schlimmers, als es seine gegenwärtigen Umstände sind. Gesezt aber, die Strafe schreckte wirklich ab, und der Mann trage Bedenken, sich der schweren Fessel, die ihn drücken, zu entladen; gesezt er bleibe Soldat aus Furcht vor der Strafe, so ist ein auf solche Art gezwungener Mensch allemal ein schlechter Soldat. Diese Furcht ist unmöglich im Stande, ihm ein Ding in einem andern Lichte zu zeigen, als er es bisher gesehen hatte; er wird darum das Soldatenleben gerade in diesem Lande, und unter diesen Umständen nicht weniger hassen. Ich würde, wenn ich Fürst wäre, einen solchen Menschen um alles in der Welt nicht zu meiner Leibgarde machen. In Kriegeszeiten würde ich Verrätherei von ihm befürchten. Je grösser die Furcht, oder der innerliche Zwang, im Dienste zu bleiben, ist, desto grösser ist auch die Hofnungslosigkeit, sich davon loswinden zu können; destomehr wird auch derselbe zur Pein. Je grösser aber die Hofnungslosigkeit ist, und je schwerer uns unser Zustand wird, desto unthätiger, nachlässiger in Erfüllung unserer Pflicht werden wir.

H

Meine

Meine Methode, die Deserzionen zu verhindern, ist freilich sehr paradox, vielleicht zu unfern Zeiten, und unter den gegenwärtigen Umständen nicht ausführbar. Aber einfach ist sie, der Natur ist sie angemessen, und eben darum dürfte sie vielleicht bessere Wirkung thun, als alles, was man bisher versucht hat. Hergelaufene, aus andern Ländern vertriebene, andern Mächten ungetreu gewordene, oder sonst lüderliche Menschen wären unfähig mir als Soldaten zu dienen. Nur ordentliche, rechtschaffene Menschen, größtentheils Eingeborne, könnten unter meine Fahne treten. Den Soldatenstand erhöhe ich wieder zu einem Stande der Ehre. Ihre Gage würde erhöht, zwar nicht so sehr, daß sie ein weiches, einem Soldaten gar nicht angemessenes üppiges Leben führen, sondern daß sie doch besser leben, nicht über Armuth und Mangel des Unterhalts klagen könnten. Zweckmäßige, eindringliche Belehrung soll sie überzeugen, das Strappazen, Abhärtung, Pünktlichkeit, Treue und eine strenge Zucht und Subordinazion unumgänglich nothwendig sein, daß diese Eigenschaften das Wesen eines Soldaten ausmachen. Aber zu unnöthigen Strappazen würde ich sie nicht anhalten, übertriebene Abhärtung würde ich nicht verlangen, mit unbilligen Kujonaden würde ich sie verschonen. Stolschläge und andere Strafen würden nur in der äußersten Noth, nur in dem Falle stattfinden, wenn der Fehltritt außerordentlich groß, wenn es nicht ein Fehltritt aus Schwachheit, sondern

bern aus Bosheit, und wenn der Mensch durch kein andres Mittel mehr zu bessern ist.

Auf diese Art wäre das Leben eines Soldaten kein schlechtes Leben. Schon dieser Umstand würde die Zahl der Deserzionen verringern. Die Leute würden mit Neigung dienen. Diese Neigung würde ich noch durch einen Umstand verstärken. Ich würde es als einen Artikel in meinem Kriegsrecht festsetzen, und einem jeden neu angehenden Soldaten erklären, daß es einem jeden, der an meinem Dienste ferners kein Gefallen findet, frey stehe, denselben zu verlassen, wann er will. Wer einen Abschied verlangt, sollte ihn ohne Schwierigkeit, ohne daß er nöthig habe, Bewegungsgründe seiner Entschliessung anzugeben, erhalten. Wer keinen verlangt, könnte ohne diesen dahin ziehen. Diese Ertheilung der Freyheit würde mehr nützen, als alle Verbote; denn *nirum in vetitum semper, cupimusque negata.*

Zeitungen.

Se. Durchlaucht, der Herr Fürst zu — — — haben gestern gnädigst geruhet, sich um 10 Uhr Morgens auf Höchstdero Leibstuhl zu verfügen, und sind nach Verfluß von sechs Minuten in dero Cabinet im besten Wohlsein wieder zurück eingetroffen.

Am Freitage, als am höchsterfreulichen Namensfeste unsers gnädigsten Landesvaters war grosse Gala bei Hofe. Das sämtliche Corps diplomatique, nebst den Staatssoffiziren, Rätthen und dem Magistrate verfügten sich Morgens dahin, und erhielten die höchste Gnade, dem Monarchen die Hand küssen zu dürfen. Mittags war prächtige offene Tafel von zweihundert Gedeken. Nach dem Diner erhuben sich Se. Durchlaucht nach dem Forst zu, — — wo Höchstselbe ein Paar Haasen zu schießen geruheren. Abends war großes Konzert in dem grossen Saale, wobei 3000 Wachlichter branten.

Der Krieg der Holländer mit den Venezianern ist nun soviel als entschieden. Täglich werden die Kriegsrüstungen auf beiden Seiten fortgesetzt, und 10 Kriegsschiffe von Seite der erstern, und 8 von Seite der letztern sind schon im fertigen Stande, und bereit, auf das erste Signal abzustossen. Leute, welche von diesem Punkt zuverlässige Nachricht haben können, behaupten, daß dieses schon die künftige Woche geschehen dürfte. An eine friedliche Beilegung der Streitigkeit ist gar nicht mehr

me'r zu denken: die Sachen sind bereits auf den Fuß gekommen, daß der Krieg unvermeidlich ist.

Alle Nachrichten aus Italien versichern, daß an einen Krieg der Holländer mit den Venezianern gar nicht zu denken ist. Die Sache, worüber sich streitet, ist zu wenig erheblich dazu, und man wird sie als ein bloß das Privatinteresse einiger Personen betreffendes Ding ohne Geräusche beilegen.

Nachrichten aus Frankreich melden, daß die Kriegsflotte der Holländer wider die Venezianer wirklich ausgelaufen sei. Sie bestehet aus 16 theils größern, theils kleinern Fahrzeugen. Man sieht mit nächstem einem heizigen Treffen entgegen.

Zu Wien ist vor acht Tagen ein französischer Courier eingetroffen, von welchem man nicht weiß, was er mitgebracht habe. Zwei Stunden darauf wurde ein anderer daselbst abgefertiget, man weiß aber nicht, wohin er beordert war.

Man sagt, es werde zu N — eine neue Festung angelegt werden; auch soll es im Vorschlage sein, die stehende Miliz um ein namhaftes zu vergrößern. Man spricht von 30,000 Mann, um welche die Armee Zuwachs erhalten soll. Man glaubt, es sei auf einen Bruch mit einem gewissen Hof angesehen, den man jetzt noch nicht nennen will.

In Rom sind wieder sechs Kardinalhüte ohne Kopf vorhanden. Sie werden nächstens vertheilet werden.

werden. Se. päpstliche Heiligkeit haben sich leztthin am Feste der heil. Apostel Petrus und Paulus nach dem Vatikan begeben, daselbst solennes Hochamt gehalten, und nach dessen Beendigung den päpstlichen Segen ertheilet. Zu den bevorstehenden Seligsprechungen sind die nöthigen Summen noch nicht ganz beisammen.

Im Staatrath zu — — wird unaufhörlich gearbeitet, und man glaubt, daß etwas wichtiges auf dem Tapete sei. Einige halten dafür, es werde eine Veränderung im Ministerium vorgehen; andere sagen, man arbeite an einem neuen Steuerfuß. Die neulich mitgetheilte Nachricht, daß ein neuerlich daselbst ausgerüstetes Kauffarthenschiff auf dem hohen Meere im Sturme zu Grunde gegangen, wird durch neuere Nachrichten als ungegründet erklärt. Man weiß von keinem Sturme, der zu selbiger Zeit auf dem hohen Meere gewüthet hat.

In Rußland blühet der Orden der Jesuiten immer mehr und mehr wieder auf; man sagt, der heilige Vater zu Rom soll geneigt sein, ihm auch in andern Ländern die verlorne Zunftfreiheit wieder zu ertheilen. Der Hof zu — — ist ihnen gleichfalls sehr hold, so daß man bald wichtige Ausritte in Rücksicht auf diesen Punkt erfahren dürfte.

Der Herr Hofastronom zu R** hat am 25sten vorigen Monats einen neuen Sternschneuzer entdeckt.

Vo=

Vorigen Sonnabend ist zu N — — der neue Gesandte von — — bei Hofe aufzufahren. Der Einzug war ungemein prächtig. Er fuhr in einem blau lakirten, mit verschiedenen mythologischen Begebenheiten bemalten, und überaus reich vergoldeten Wagen, der inwendig mit blauen Sammet und mit goldenen Drossen und Quasten ausgefüllt war. Die Geschirre der Pferde waren von blauer Seide mit Gold durchwirkt, und die Schnallen von vergoldetem Silber. Der Zug bestand aus sechs der schönsten Hermeline. Vor dem Wagen giengen zwei Läufer, sechs Bediente in rother mit Silberdrossen besetzten Kleidung, zwei Kammerdiener, Mundkoch und Tafelbecker des Herrn Gesandten, nebst mehreren Haussekretärs, Kanzlisten und Offizianten desselben, alle in größter Gala. Neben dem Wagen giengen sechs prächtig gekleidete Heiden her. Bei dessen Ankunft bei Hofe stund auf den grossen marmornen Treppen, die er besteigen mußte, beiderseits die Leibgarde des Fürsten. Se. Gnaden, Herr von * * führten den Herrn Gesandten als Truchses bei dem Fürsten auf, dem er dann sein Beglaubigungsschreiben überreichte. Den folgenden Tag war bei Hofe Cerkle, wobei sich die auswärtigen Herren Minister und sämtliche hohe Herrschaften einfanden.

Gestern, als am Gedächtnistage des höchstseligen Hinscheidens weiland Sr. Durchlaucht des verstorbenen Herzogs, erhoben sich Se. jetzt regierende Durchlaucht mit höchstbero Kammerherren und anderen Kavaliere nach der Kirche zum heil.

Au-

Augustin, und wohnten den gewöhnlich jährlichen Erequien daselbst bei. Nach deren Ende begaben sich Höchstsclbe nach Dero Lustschloß, um diesen Sommer über daselbst zu residiren.

Zu Meriko ist in einer hölzernen Schäferhütte Feuer ausgekommen, welches zum Glück also gleich wieder gelöscht worden, so daß ausser einem Paar verbrannter Bretter kein weiterer Schade geschehen.

Zu Affisi hat ein so heftiger Sturmwind gewüthet, daß er den auf dem Giebel der Kirche befindlichen heiligen Franziskus herabschmiß.

Der Großherr hat den Alley Haddi zum Großvezier, und den Mirah Absud zum Pascha ernannt. Der Kalsy = Sid = eli hat eine Stelle im Divan, und King = hun = bei einen Rang im Staatsrath erhalten. Man glaubt Schach = Nahir werde abgesetzt werden, und Whidah = omir dürfte ein gleiches Schicksal erfahren. Auf ihre Stellen lauren Thatem Thai, und Hilud = elim mit sehr vieler Eifersucht; man glaubt aber, es werden ihnen Schah = liem und Ibrahim = ben vorgezogen werden, da sie an Emir Mamoun, und Neis Effendi Abdulaziz sehr grosse Gönner haben. Doch giebt sich Ali = Ibe = Abbas, und sein Freund Bonain alle erdenkliche Mühe, die beiden erstern hinaufzuheben. Wenn diese vordringen sollten, so ist es um den Nutevekul geschehen; denn Thatem Thai und Hilud = elim sind seine erklärten Feinde.

Zu

Zu 2 — — ist ein Dieb gefänlich eingebracht worden. Nach verhandelten Kriminalakten ergab sich, daß er sechs Diebstähle begangen. Se. Majestät haben allergnädigst verordnet, ihn aufzuhängen zu lassen.

Auf dem Theater zu Brüssel hat den 25ten vorigen Monats ein durchreisender Tänzer aus Paris seine Kunst produziert. Er soll a merveille getanzt haben. Der Zulauf war so groß, daß das Parterre nicht alle Herbeigekommene fassen konnte, und mehr als die Hälfte wieder zurück mußte.

Heute erhoben sich Se. Durchlaucht unser gnädigster Landesherr nach dem kleinen Plaz unserer Stadt zu dem Mechanikus Schnizer, welcher ein neues Vogelhaus nach eigener Erfindung verfertigt hatte, und geruheten, dasselbe in höchsten Aufgesehen zu nehmen. Das Vogelhaus hatte das theure Glück, Sr. Durchlaucht vollkommensten Beifall zu erhalten, welchen Höchstselbe dem Verfertiger desselben in den gnädigsten Ausdrücken zu erkennen gaben. Auf dem Rückwege trafen Se. Durchlaucht einen armen kranken Mann, welcher über Elend und Unvermögenheit, sich Brod zu verdienen, bitterlich klagte, und Höchstselben eine Bittschrift unterthänigst gehorsamst überreichte. Se. Durchlaucht geruheten gnädigst, nicht nur die Bittschrift anzunehmen, und in Höchstdero Koftasche zu stecken, sondern auch dem Bedrängten aus angebohrner landesväterlicher Milde einen Groschen zu schenken. Wie gesegnet ist das Land, welches sich eines

eines so theuren Fürsten erfreuen kann, und mit welcher aufrichtigen Empfindung muß es nicht zu dem Himmel sehen, daß er ihm einen Regenten lange erhalte, der ein wahrer Vater seiner Unterthanen ist!

Se. Majestät, der König in Siam, haben jüngst nach der Tafel Blähungen und Bauchgrimmen bekommen. Das ganze Land war auf erhaltene Nachricht davon in größter Bestürzung, und für das theure Wohlsein des Monarchen äusserst besorgt. Doch die Geschicklichkeit des Herrn Leibmedikus hat sich bei diesem Vorfalle vorzüglich wieder gezeigt, so daß die ganze Unpäßlichkeit ohne weitere gefährliche Folgen ablief, und Se. Majestät vollkommen wieder hergestellt wurden.

* * *

Welche wichtige Staatsnachrichten! Wer noch keine Zeitung gelesen hat, der lese obige Neuigkeiten; sie sind das ächte Formular aller möglichen Zeitungen im ganzen heiligen römischen Reiche deutscher Nation. Alle Blätter sind mit den elendesten, fadeſten Poffen angefüllt, überall trifft man nichts als faßlose Beschreibungen des eiteln, uninteressanten Hofceremonienspiels an, alle folgenden Tage wird das als ungegründet wieder zurückgenommen, was am vorigen als eine ausgemachte Wahrheit erzählt worden; ewig ertönen die: Man sagt, man glaubt, es soll; immer schreibt einer den andern ab. Wer wird bei solchen Umständen noch

noch fragen können, welche Zeitung die beste sei? Keine ist's; eine so schlecht, wie die andere. Unter allen dreihundert Zeitungen, denn so viele wird Deutschland ungefähr haben, existirt keine gute, kaum eine mittelmäßige. Aber wenn man die Herren Zeitungsintendanten sprechen höret, so sind sie alle die besten. Besonders lassen die Herren am Neujahrsvorabende den Ruhm ihrer Handarbeit auf allen Seiten feierlich erschallen. Alle Setzerkästen haben kaum Lettern genug, um das Lob auszudrücken, welches ihre Produkten wegen Zuverlässigkeit und Neuheit der Nachrichten, wegen der guten Auswahl der interessantesten Materien, und wegen der Lebhaftigkeit und Güte des Vortrages verdienen. Sie sind zu dieser Zeit beinahe von Sinnen über den ausserordentlichen Beifall, mit welchem sie das Publikum von Tage zu Tage immer mehr überhäufet hat. Das Gefühl dieses unaussprechlichen Glückes bemächtiget sich an diesem Tage ihrer so sehr, daß sie in vollem Dichtersieber in Reime ausbrechen, sich für den Beifall, den man ihnen in so überaus reichem Maaße geschenkt hat, bedanken, dem Publikum ein glückseliges neues Jahr wünschen, und endlich demselben ihr geheimes Anliegen demüthig entdecken. Was das für ein Anliegen sei? Das werdet ihr wohl errathen. Auch der Nachtwächter gehet am Neujahrstage von Haus zu Haus, und wünschet euch Glük und Segen zum neuen Jahre, und ihr wißt, was sein Wunsch zu bedeuten habe.

Wenn

Wenn man die gegenwärtige, erbärmliche Verfassung unserer schlechteren Zeitungen, und auf der andern die außerordentlich grosse Liebhaberei für diese Art Beschreibes betrachtet, so weiß man nicht, über wen man sich mehr ärgern soll, über die Impertinenz der Zeitungsschreiber, welche dem Publikum gegen theure Subskription so erzdummes Zeug aufstischen, oder über die Einfalt des Publikums, welches sich einschließen kann, diesen Schnickschnak zu kaufen und zu lesen. Die Neugierde des Publikums füttert den Zeitungsschreiber; dieser aber giebt ihm einen sehr schlechten Ersatz dafür.

Der Zeitungsschreiber ist der Nationalchriftsteller. Aber dieses wichtige Amt könnte in keinen unfruchtbarern Händen sein, als in den seinigen. Er leistet gar nichts von dem, was er leisten könnte und sollte. Eine Zeitung ist, oder soll wenigstens die gegenwärtige Geschichte der Welt sein; Geschichte aber ist nichts anders, als Erzählung wahrer und merkwürdiger Thatsachen. Man bringe mir aus hundert Blättern, — die Bayreuther Zeitung und den Hamburger Korrespondenten *) allein

*) Auf diese Zeitung werden, wie ich auf meiner letzten Reise, die ich in diesem Jahre über Hamburg machte, von einem sichern Mann daselbst erfuhr, 10,200 Stück jedesmal gedruckt. Um diese Zahl geschwinde genug zu liefern und die Posten nicht zu versäumen wird die Zeitung dreifach gesetzt. — In Kriegszeiten steigt die Auflage gewöhnlich noch viel höher. — Immer eine ganz artige ~~Reverenz für~~ ~~Sohn~~ Grund und Erben!

allein ausgenommen, als welche ansehnliche Summen auf Korrespondenz verwenden, und mehrentheils die wichtigsten und zuverlässigsten Nachrichten zuerst liefern — wie sie gewöhnlich geliefert werden, nur zehn wahre Thatsachen heraus, et eris mihi magnus Apollo. Man bringe mir aus hundert gelieferten Neuigkeiten zehn merkwürdige Dinge heraus, so will ich alsogleich mein über die Zeitungen gefälltes Urtheil zurücknehmen. Aber Sudet multum, frustra que laboret ausus idem.

Die Geschichte hat an sich den edelsten, erhabensten Zweck: Bereicherung des Verstandes mit Kenntnissen; Entwicklung verworrener Dinge; Aufhellung dunkler, Berichtigung falscher Begriffe; Bildung der Menschheit. Der Zeitungsschreiber könnte, wenn er wollte, diesen Zweck am fruchtbarsten erfüllen; er könnte der Tonangeber des Volkes sein; könnte der glücklichste Lenker der Nationaldenkungsart sein, wenn er Geisteskraft und Willen genug dazu hätte. Die materiellen Mittel dazu hat er in seinen Händen; er findet überall Eingang; jede Thüre, jedes Gemach, wohin auch der beste andere Schriftsteller nicht dringen kann, stehet ihm offen. Wie viel Gutes könnte der Mann stiften! Es hat nichts so viel Einfluß auf die Begriffe und Denkungsart des Publikums, als eine gute oder schiefe Erzählung gegenwärtiger Dinge.

Man versuche es einmal! Man lasse einmal allen den Schnitzsnaak weg, der gewöhnlich den größten

größten Theil dieser Blätter einnimmt. Was kann der Menschheit daran liegen, zu wissen, ob dieser oder jener Hof Trauer- oder Galakleider angezogen, ob der König zu dieser oder jener Stunde in der Staatskonferenz, oder am Spieltische gesessen, ob man in diesem oder jenem Staate im Karneval Bälle gegeben, oder Bußpredigten angehört habe, ob ein Gesandter in einem sechsspännigen Galawagen, oder in einem Leiterwagen bei Hofe aufgefahen sei. Es giebt wichtigere Dinge in der Welt; es ereignen sich hundert interessantere Szenen; diese fasset an; diese stellet uns dar, und laßt eure Zeitung eine Geschichte der Menschheit werden. Lasset nicht nur diese unbedeutenden Nachrichten, sondern auch alle zweifelhaften Einfälle und Glossen, alle Kannegießereien und Muthmassungen weg. Erzählet mir das, was interessant ist, was einen wahren, innerlichen Werth hat, und was ihr gewiß wißt; traget jede Begebenheit in gedrängter Kürze vor, und machet den Inhalt eurer Schrift durch eingestreute Bemerkungen und passende Râsonnements lehrreich und nützlich. Seht, euer ist die Macht, unwürdige Begriffe des Volkes von würdigen Dingen in bessere umzuschaffen, und Vorurtheile, wo sie existiren, durch würdige Vorstellung der Sache zu verdrängen. Folget eurem erhabenen Berufe, und werdet Aufklärer des Volkes.

So wie ihr dermal euer Handwerk treibet, richtet ihr allenthalben sehr vieles Unheil an. Dadurch, daß ihr das Publikum immer mit eiteln, sacht-

sachleeren Beschreibungen, mit Schilderungen müßiger Hof-Handwerkspossen, und mit Erzählungen ganz unbedeutender Begebenheiten unterhalten, flößet ihr dem Volk den Geist der Ländelei ein; es wird nach und nach auffer Stand gesetzt, von dem Werth oder Unwerth eines Dings richtig zu urtheilen, und fängt an, Kleinigkeiten höher zu schätzen, als Dinge von Wichtigkeit, die auf das Wohl oder Wehe einer Nation einen mächtigen Einfluß haben. Durch euer übermäßiges Rühmen einheimischer Anstalten oder Handlungen, die sich oft kaum über das Mittelmäßige erheben, erwecket ihr einen lächerlichen, sich auf eingebildete Vorzüge gründenden Nationalstolz, welcher das Volk verleitet, sich selbst einen Werth, zu welchem nichts mehr hinzugesetzt werden kann, beizulegen, und es abhält, sich zu vervollkommen, weil es sich schon als vollkommen träumet, oder sich nach höhern Dingen zu bestreben, weil es der Meinung ist, es sei schon auf der höchsten Stufe, wohin ein Mensch gelangen kann. Durch eure Parteilichkeit, welche besonders bei einigen Hofseitungen so kenntlich herausblicket, flößet ihr sehr oft den Nationalhaß ein, oder ernähret ihn wenigstens. Manche Wendung, die ihr der Sache gebet, ist oft Ursache, daß eure Landsleute von andern Nationen in gewissen Dingen sehr unbillig denken. Durch euer außerordentliches Hofraunen und Bewundern und Preisen, wenn ein Fürst sich irgend einer guten Anstalt nicht widersezt, oder aus Millionen Gulden zehn für die Armen abgegeben hat, verderbet

bet ihr eure Fürsten. Ihr macht sie hochmüthig, eitel, macht sie glauben, daß sie wirklich etwas außerordentliches gethan haben, und vergessen, daß sie weiter nichts gethan haben, als was ihre Pflicht war. Ein Regent wird dadurch verleitet, die Erfüllung seiner Pflichten als eine besondere Wirkung seiner Großmuth und Herablassung anzusehen; und Wohlthun und Rechthandeln wird auf solche Art ein Werk seiner Laune.

Wenn ich Fürst wäre, so würde es eines meiner ersten Geschäfte sein, in meinem Lande eine gute, zweckmäßige Zeitung herzustellen. Diese müßte mir unmittelbar unter der Aufsicht der Polizei stehen. Die Polizei müßte Sorge tragen, daß sie gereinigt von kleinen, unerheblichen Nachrichten, von unnützen Muthmassungen, und von allen Weitschweifigkeiten den edlen Zweck der Volksbildung erfülle, und Wahrheit und gute Grundsätze predige. Lob oder Tadel dürfte mir darin nur das erhalten, was wirklich Lob oder Tadel verdient; ellenlange Memoirs und Traktaten, oder Briefe, welche mir den Raum zu etwas Bessern wegnehmen, dürften mir nicht abgedruckt werden. Diese gehören nur in ein Journal für den, welchem die Diplomatie unentbehrlich ist, nicht für das Volk, für welches eine Zeitung geschrieben ist. Anstatt dessen müßte alles historisch, folglich nur der Inhalt, nur das Wesentliche der übergebenen Memoirs, oder geschlossenen Traktaten erzählt werden. Der Zeitungschreiber dürfte mir kein bequemer Mann mehr sein, dürfte mir nicht
mehr

mehr ohne alle Wahl und Ordnung die nächsten besten Stellen aus andern Zeitungen von Wort zu Wort nachdrucken, sondern müßte eine kluge Wahl in den Materien treffen, alles selbst schreiben, selbst in einen Zusammenhang bringen, jede Nachricht so darstellen, mit solchen Anmerkungen und Schlüssen begleiten, wie sie den Bedürfnissen des Landes, in welchem er schreibt, angemessen ist, und das Ganze nicht nur dadurch lehrreich, sondern durch guten Vortrag interessant und angenehm machen. Die Zeitung in meinem Lande zu schreiben, würde nicht mehr das ausschließende Privilegium eines Buchdruckers, oder eines feilen Hofschmeichlers, oder sonst eines Mannes sein, der kaum lesen und schreiben kann; es wäre einzig und allein das Vorrecht des guten Schriftstellers, *) des Mannes, welcher Talente und Kräfte genug hat, der erhabenen Absicht seines Amtes genug zu thun; welcher mit warmer Wahrheitsliebe, mit einem aufgeheiterten Kopfe die Gabe populär zu schreiben, und gute Grundsätze ans Herz zu legen, besitzt. Natürlich würde in solchem Falle nicht mehr die erste Frage sein, ob der Mann, der die Zeitung schreiben soll, die Taxe für das Privilegium bezahlen könne?

*) Der berühmte Herr Prof. Moriz in Berlin schreibt jetzt die Wosische Zeitung. — Dieß ist Empfehlung genug für dieses Blatt, das unter einer strengen Censur gedruckt wird, und daher wenig ins Ausland geht.

Rezensionen.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man noch nichts von Rezensionen wußte, wo noch keine gelehrte Zeitung existirte. Wir wissen, daß damals die Wissenschaften und der Geschmack sehr blüheten, und weniger schlechte Produkte des Geistes zur Welt kamen, als jetzt, da sich nicht nur eine jede Provinz, sondern beinahe ein jedes Städtchen seinen eigenen litterarischen Richterstuhl aufgeschlagen, und Deutschland von litterarischen Nachrichten, gelehrten Anzeigen, und gelehrten Zeitungen ganz überschwemmet ist. Hat vielleicht der Mißbrauch, den man nach und nach von der Litteratur gemacht, haben vielleicht die unzählbaren Sünden in der Gelehrtenrepublik, hat die überaus grosse Menge schlechter Schriften, welche sich nach und nach mitten unter den ehrwürdigen Kreis untadelhafter Männer hervorzog, die Errichtung dieser Richterstühle nothwendig gemacht? In der That verdiente die Frage: Hat seit Einführung der Rezensionen und gelehrten Zeitungen die Litteratur gewonnen, oder verloren? von einer Akademie als Preisfrage aufgeworfen, und von einem scharfsinnigen, philosophischen Forscher der Litterargeschichte älterer und neuerer Zeiten gründlich beantwortet zu werden.

Ich würde, wenn diese Frage schon jetzt aufgegeben wäre, es nicht wagen, mich mit so vielen tapfern Kriegern, welche jetzt die Gelehrtenrepublik zählt, auf diesem Kampfsplatz der Ehre einzustellen.

Schmücke

Schmücke sein Haupt mit Lorbern, wer da Kraft und Geschik hat, sie zu erringen! Aber eine Handvoll Materialien zur Auflösung dieser Frage darf ich doch hinwerfen; sollts auch bloß geschehen, um meinen unwiderstehlichen Hang zum Schreiben zu befriedigen, und meine Hand, die immer unruhig und ungestüm nach der Feder greifet, ihre Lieblingsbewegung ungestört fortmachen zu lassen.

Vorausgesetzt, daß bei gelehrten Zeitungen gar keine Parteilichkeit mit unterlaufe, daß gar kein Rezensent das von seinem eigenen Verleger verlegte Buch aus Gefälligkeit lobe, das Buch eines seiner Widersacher tadle; vorausgesetzt, daß kein Autor die Rezension seines Buches selbst verfertige, oder einer seiner Freunde eine vortheilhafte Rezension einsende, oder auf andere Art die Gunst der Herrn Beurtheiler erschleiche, so haben die gelehrten Zeitungen, als Resultat der ausübenden Kritik, allerdings ihren Werth. Man kann sich nichts würdigers, erhabeners denken, als die Kritik; durch sie sind zu verschiedenen Zeiten die Wissenschaften auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit gestiegen. Aber dieses war damals Kritik, die den Schriftstellern vor Erscheinung ihrer Werke zu Hülfe kam, deren sie sich während der Ausarbeitung derselben bedienten, nicht Urtheil, welches erst nach der Herausgabe des Buches auf der Krücke der gelehrten Zeitungen nachgehinket kam.

Ich stelle mir ungefähr dreierlei Endzwecke vor, welche unsere gelehrte Zeitungen heut zu Tage

haben. Der erste ist: Sie wollen das Publikum vor mittelmäßigen, schlechten, und elenden Schriften warnen, und schlechte Autoren abschrecken, die Welt ferner mit ihren Produkten heinzufuchen. Der zweite: Sie wollen bei guten Werken die Fehler, welche der Verfasser gethan hat, in der Absicht zeigen, damit er sie bei einer künftigen Auflage berichtige. Sie wollen ingleichen dem Leser, der in den Grundsätzen einer gesunden Kritik nicht sehr eingeweihet ist, es erleichtern, ihm den Vortheil verschaffen, die Fehler, die irrigen Grundsätze eines Buches, so wie seine Schönheiten gründlich einsehen zu lernen, und dasselbe mit Nutzen zu lesen. Der dritte Endzweck ist: Sie wollen die Lektüre guter Schriften verbreiten, dieselben zum Besten der Litteratur bekannter machen. Lauter würdige Endzwecke! Nur ist zu wünschen, daß sie größtentheils nicht unerreicht bleiben.

Schlechte Schriftsteller sind größtentheils incorrigibel. Die Erfahrung überzeuget uns hiervon. Je mehr von der einen Seite gegen ihre Mißgeburten gelärmet wird, desto mehrere erscheinen von der andern. Der schlechte Autor hat gewöhnlich mehr Eigenliebe, als der gute. Er sieht sich selbst für den Meister an, die Rezensenten aber für eine Art von Pfuscher. Zuweilen mag er auch, was dieses letztere Urtheil betrifft, nicht ganz unrecht haben. Der Schriftsteller kehret sich also nicht im geringsten an das Lärmen seiner Gegner; er erscheinet zum zweiten - dritten - oder viertenmale, oder noch öfter vor dem Publikum, entweder weil er sich

sich aus dem Rezensentengeschrei gar nichts macht, oder, weil ihn die Eigenliebe überredet, daß seine spätern Produkte ungleich besser seien, oder weil ihn der Hunger treibt, etwas herauszugeben. Man weiß Fälle, daß die elendeste Schartefe, welche der Lieblingsneigung des Publikums entsprach, zwei, drei Auflagen erlebt, ohne daß der Verfasser sein Geschreibe im geringsten verbessert hat. Man sieht aus diesem Umstande, daß auch das lesende Publikum auf Rezensentenlob, oder Rezensententadel keine Rücksicht nimmt, und daß die Warnung vergebens ist. Diejenigen, deren Lieblingslektüre elender Quark ist, lesen gewöhnlich keine gelehrten Zeitungen.

Der zweite und dritte Endzweck wird durch gelehrte Zeitungen, wosfern ihre Urtheile richtig und wahr sind, eher erfüllet. Aber wie schief und ungleich sind oft die Urtheile! Der Rezensent betrachtet zuweilen ein Werk nicht aus seinem wahren Gesichtspunkte; er kennet sehr oft die Lokalumstände nicht, denen der Autor dasselbe anpaßte. Er fällt ein allgemeines Urtheil darüber, und auf solche Art wird der Schriftsteller, wenn es hart ausgefallen, muthlos gemacht; er, der vielleicht bei mehr Aufmunterung wenigstens in seiner Gegend grossen Nutzen gestiftet hätte, leget auf ewig die Feder nieder, und zieht sich in sich selbst zurück. Ein anderer hingegen wird durch zu grosses Lob, daß ihm gesprochen wurde, hochmüthig; er fängt an, sich als das größte Genie zu betrachten; er hält alles, was ihm seine Existenz zu danken hat,
für

für ein Meisterstück, schreibt alles, was ihm in die Feder kommt, nieder, und wendet in der Einbildung eines klassischen Schriftstellertalentes nicht den geringsten Fleiß mehr an.

Die Urtheile sind in vielen gelehrten Zeitungen so verschieden und widersprechend, und der Roder der Wissenschaften, — die Natur, ist so einfach! Der eine Rezensent lobt, der andere tadelt das nämliche Werk; der eine preiset es als vorzüglich an, der andere nennet es gut oder erträglich. Diese Ungleichheit der Urtheile kann für die Litteratur gewiß nicht von der besten Wirkung sein. Sie verwirret, und ist Ursache, daß man unbestimmte, schwankende Begriffe vom Schönen und Guten bekömmt.

Eben so wenig Vortheile kann die Menge der gelehrten Zeitungen der Litteratur bringen. Man kann wirklich die gegenwärtige Herausgabe so ungemein vieler litterarischen Anzeigen als eine Art von Schreibseligkeit betrachten. Und gleichwohl sollen sie, wenigstens dem Zweck nach, den sich ihre Verfasser vorgesetzt haben, ein Gegengift wider diese ansteckende Krankheit sein. Das heißt, sie wollen eine Schreibseligkeit durch eine andere Schreibseligkeit verdrängen. Unter den Gelehrten ist es bereits zur Mode geworden, wo nicht alle, doch wenigstens die meisten gelehrten Zeitungen zu lesen. Aber welche Zeit bleibt dann, so lange diese Mode bestehet, noch übrig, um die guten, in diesen Anzeigen gerühmten Bücher selbst zu lesen? Diese
 Zei-

Zeitungen haben es trügen Menschen und leichten Köpfen sehr leicht gemacht, in Gesellschaften mit einem Schein von Gelehrsamkeit zu paradiren. Es ist bequemer, diese zu lesen, ihre Urtheile sich zu merken und sie nachzubeten, als die Bücher selbst zu lesen, zu prüfen, und zu urtheilen.

Wenn doch Rezensionen in der Welt sein müssen, so würde ich vorschlagen, Lob und Tadel nicht mehr auf Treue und Glauben hinzugeben, sondern die Ursachen und Gründe des Lobes oder Tadels mit beizusetzen. Jedes Lob oder jeder Tadel soll nicht mehr unbewiesene, gewagte Meinung eines Einzelnen, sondern eine natürliche Folge des ersten und evidenten Grundsatzes des Wahren und Schönen sein. Wer dieses nicht leisten kann, der enthalte sich ja alles Räsonnirens bei Rezensionen. Wenn er doch je zu diesem Amte berufen zu sein glaubet, oder andere Umstände ihn bestimmen, sich demselben zu widmen, so zeige er das Buch an, lege dem Publikum den ganzen Inhalt desselben dar, liefere eine kleine Probe der Schreibart, welche darin herrschet, und weiter sage er keine Silbe. Was kann dem Bücherliebhaber an der zuweilen einseitigen, zuweilen verdächtigen Meinung des Rezensenten gelegen sein? Nur den Inhalt des Buches verlangt er gemeiniglich zu wissen, und wenn man ihm diesen darlegt, dann kann er sich daraus genug ersehen, ob das Buch gut oder schlecht sei, ob es Wahrheiten oder Träume enthalte, ob es in seinen Kram taue oder nicht.

Sch

Ich bin der Meinung, jedermann soll vor allen andern sein Buch selbst rezensiren. Der bequemste Platz hiezu ist nicht nur die Vorrede dieses Buches, sondern auch alle gelehrte Zeitungen sollen ihm dazu offen stehen. Wenn es einem Fremden erlaubt ist, in seiner Schrift herum zu wühlen, der Absicht des Verfassers, und den Wirkungen seiner Schrift nachzugrübeln; wenn es ihm nicht verwehrt ist, diese sehr oft zu mißkennen, den wahren Sinn der Sache zu verdrehen, und sich die Folgen des Buches bloß nach seiner Willkühr gut oder schlimm zu denken, warum soll dieß dem Urheber desselben versagt sein? Er weiß am besten, warum er geschrieben habe; er kennet die Verhältnisse der Gegend, für welche er schrieb, er weiß die Ursachen anzugeben, warum er für diese Gegend gerade so und nicht anders habe schreiben können und müssen; er kann es am genauesten bestimmen, ob die Schrift, wenn er ihr eine andere, in litterarischer Rücksicht vielleicht bessere Wendung gegeben, eben die gute Wirkung gethan hätte, als sie unter der gegenwärtigen Gestalt vermöge der Lokalumstände thun muß. Eine getreue Darstellung aller dieser Umstände ist gewiß die beste und lehrreichste Rezension.

Das

Das Recht der Erstgeburt.

Warum soll denn der Erstgebohrne grössere Ansprüche auf den Besitz der väterlichen Güter haben, als die übrigen Geschwister? Macht nicht das Recht der Erstgeburt so viele Söhne, sobald sie es fühlen, daß sie vor andern in den Besitz kommen, zu Laugenichts? Ist doch der Erstgebohrne so oft muthwilliger, ausgelassener, unbeugsamer, ungelehriger, verschwenderischer, als seine Brüder. Verleitet ihn der Stolz und die sichere Rechnung auf die Güter hiezu? Er ist älter, sagt man, kann folglich seine minderjährigen Brüder eher unterstützen. Aber macht ihn das Alter zum guten Hauswirth, oder die Aufführung? Warum trotzet der Bube schon im zwölften Jahre gegen seine Brüder, und demüthiget sie mit den stolzen Worten: Ich bin der erste, der Haupterbe des väterlichen Hauses. Es ist doch nur zufällig, daß einer der Erstgebohrne aus mehreren ist; und ein blosser Zufall kann in eine Rechtskraft übergehen! Genießt doch der Erstgebohrne vermöge der neuen und frischen Naturtriebe der Ehe ohnehin schon mehr väterliche Neigung und mütterliche Liebeskosungen; da hingegen bei den folgenden Söhnen sich immer die Pflichten des Ehestandes erschweren. Und — warum sind die Mädchen vom Rechte der Erstgeburt ausgeschlossen? Warum sollen die sanften Mädchen und die gesitteten Brüder dem Wildling weichen? Unter meinen Kindern werde ich dasjenige zum Haupterben einsetzen, welches, es
mag

mag hernach ein Knabe oder ein Mädchen sein, das tugendhafteste, arbeitsamste und vernünftigste Kind ist. Ein solches Kind wird das väterliche Haus gut verwalten, es wird sich gegen die Geschwistere in Liebe und Eintracht betragen, und wie die grauen Aeltern thätig unterstützen. Ich sah Erstgeborne, welche die Aeltern und ihre Geschwister aus dem Hause hinauspeinigten, und bei Zeiten alles verthan hatten. So ein grausames Spektakel will ich nicht erleben; dem tugendhaftesten, fleißigsten und vernünftigsten Kinde werde ich die ersten Ansprüche einräumen: und dieß wird alle Kinder zur Tugend, Fleiß und Vernunft anreizen. Bin ich alsdann nicht der glücklichste Vater, der solche Kinder um sich hat, welche um die Tugend, Fleiß und gesunde Vernunft wetteifern? Sind hernach nicht die Kinder selbst am glücklichsten gebildet, wenn sie bei einem solchen Wetteifer aufgezogen werden? Soll ich dann sterben; welcher Trost für mich! wenn ich sehe, daß sich meine Kinder liebreich und thätig beispringen, daß immer der Tugendhaftere, der Vernünftigere die Stelle eines Vaters vertritt. Aber hiezu wird freilich ein Vater erfordert, der das schon vorher in einem hohen Grade ist, was die Kinder werden sollen. — Nein, der bloße Zufall, das Ungefähr soll sich in meinem Hausboden keiner Rechtskraft erfreuen.

Hofnarren.

In einem Staat, worin man von Seiten der Großen die Publizität hasset, da wünsche ich einen Hofnarren hin. Der Vorschlag ist sehr paradox, aber darum nicht weniger nützlich und gut. Er ist wider die Mode in der Philosophie; denn man fällt eben kein zu günstiges Urtheil von dem Verstande der Fürsten, welche noch heut zu Tage Hofnarren halten, und sich an ihren Späßen belustigen können; gerade, als wenn nicht noch heut zu Tage alle Fürsten ihre Hofnarren hätten. Nur der Titel derselben ist bei den meisten abgeschafft, die Sache selbst aber existirt noch wie vormals. Die beliebten Bouffons gehen an manchem Hofe noch täglich in der Hochgebohrnen, und Hochwohlgebohrnen, gnädigen, oder hochwürdigen Person einer Exzellenz, eines Kammerherrn, Kammerdieners, Stallkuchen = Keller = oder Jägermeisters, oder eines frommen Beichtvaters herum. Diese sind im Grunde die schädlichen Hofnarren, die man vor allen andern abschaffen sollte; denn sie sorgen für nichts, als für die Augen, Ohren, Nasen, und Mund des Fürsten, sorgen nur dafür, daß ihm Essen und Trinken wohl schmecke, daß er auf seinen Pflaumen sanft ruhe, daß er durch Entfernung alles Nachdenkens über das Wohl seines Staats in Unthätigkeit seinen Körper pflege, und guter Laune sei, ergötzen ihn auf hunderterlei Art zum Besten ihres eigenen Beutels, schmeicheln ihm, machen ihm weiß, daß er der wohlthätigste, weiseste Regent sei, daß
 sein

sein Volk die beglücktesten, seligsten Tage unter seiner Regierung lebe, und verschliesen allen, die ihm die Augen öffnen könnten, den Eingang zu ihm, lassen keine Klage der gedrückten Menschheit bis zu seinen Ohren erschallen.

Diese kriechende, elende Menschengattung duldet man noch bei Hofe, überhäufet sie noch oben drein mit Beförderungen und Ehrenbezeugungen, und die andere Gattung von Hofnarren, welche ungleich weniger schaden, hat man abgeschaffet. Ich vertheidige die alten Hofnarren nicht in der Qualität eines Spasmachers, denn ihre Einfälle und Scherze sind größtentheils abgeschmakt; sondern einzig und allein in der Eigenschaft eines Herolds der Wahrheit. Wenn sie das sind, wie sie es sein können und sollten, so behaupten sie im grossen Buche der Natur und des Menschenwerths den ersten, ansehnlichsten Rang, und verdienen den Orden pour le Merite. Sie sind mehr, als Stall- und Küchen- und Keller- und Jägermeister, mehr als Kammerdiener und Kammerer.

Wie viel Gutes können die Leute stiften! Die Wahrheit hat so wenige Gänge, die ihr zum Throne des Fürsten offen stehen! In manchem Lande keinen einzigen! Der Hofnarr kann der Wohlthäter der Nation werden, wenn er von seinem Amte einen guten Gebrauch macht. Er ist der nächste am Fürsten, ist immer um ihn, hat die Liebe und das Zutrauen desselben, und darf offenherzig herauszusagen, was ihm beliebt. Er kann ihm die
Schmeich-

Schmeichler und heimlichen Feinde auf der einen, so wie den erbärmlichen Zustand des Landes, und die Bedrückung der Unterthanen auf der andern Seite genau kennen lernen. Er kann ihn von der Gewinnsucht und den Betrügereien der Grossen, welche den Fürsten hintergehen, alles zu ihrem Besten drehen, und den Schweis des armen Bürgers und Landmannes unter sich theilen, unterrichten; er kann die Unterstützung nothleidender Familien, oder die Beförderung geschickter und rechtschaffener Männer bewirken. Er kann es entdecken, wenn irgend ein unwürdiger durch Bestechung, durch Maitressen, oder durch andere niedrige Schleichwege zu hohen und wichtigen Aemtern gelangt ist; er kann endlich durch Witz und Scherz den Fürsten von der Unwürdigkeit des Hochmuths, der Schwelgerei, des Geizes, der unthätigen Sorglosigkeit, und des fürchterlichen Despotismus auf eine sinnliche Art überzeugen, und ihn unvermerkt von allen diesen Unarten abführen. Ein Hofnarre heilte den Kaiser Maximilian I. von seinem übertriebenen Stolze. Dieser Kaiser wollte den Ursprung seines Geschlechtes entdecken, und berief, um denselben zu erforschen, einen Genealogisten. Dieser gieng bis zum Noah zurück, und behauptete, daß dieser sein erster Stammvater gewesen. Der Kaiser war über diese angenehme Entdeckung ausserordentlich entzückt. Sein Hofnarre stund dabei, und lächelte. So wie die Sachen jetzt stehen, sagte er endlich zum Kaiser, verehere ich dich wie einen Gott; wenn wir aber bis auf die Arche

Arche Noah zurückgehen, so werden wir beide zusammen Bettern sein. Der Kaiser fühlte die Sittenlehre, die in diesem Gleichniß versteckt lag, und legte beschämt seine Eitelkeit ab.

Wenn doch die Welt mehr solcher Hofnarren hätte!!

—————

Noch eine Zugabe
von
Projekten ohne Titel.

I.

Lord Montague, der einst als Gesandter in Konstantinopel war, ließ, als er diese Stadt verlassen, und seinen Wohnsitz in Venedig aufgeschlagen hatte, in den öffentlichen Zeitungen seiner Vaterstadt London eine Nachricht einrücken, daß er sich jetzt in Venedig befinde, und entschlossen sei, ein Londoner Mädchen zu seiner Frau zu nehmen. Diejenige, welche Lust hätte, sich mit ihm trauen zu lassen, sollte sich melden. Er verlange weder, daß sie vom Adel sei, noch daß sie Vermögen besitze. Aber eine Eigenschaft müsse sie haben, ohne welche er sie schlechterdings nicht heyrathen würde; sie müsse nämlich wirklich schwanger sein. Diese Forderung ist allerdings sehr seltsam, und unsern gewöhnlichen Wünschen gänzlich entgegengesetzt. Aber wenn diese Denkgungsart unter den Mannspersonen allge-

allgemein eingeführt würde, wie herrlich würde sie dem größten Theile der Mädchen zu unsern Zeiten zustatten kommen! Kein Mädchen bliebe mehr ohne Gemahl. Jammer und Trostlosigkeit und Verzweiflung würden unter der ganzen Mädchenwelt unbekannt werden.

2.

Für alle Laster ist im positiven Gesez der Staaten eine Strafe festgesetzt; für Hurerei, Ehebruch, Diebstahl, Mord &c. Nur für das Laster, welches im Staat das grausamste, schrecklichste Unheil vor allen andern anrichtet, für das Laster der Schmeichelei, womit das Herz der Fürsten verdorben wird, ist keine Strafe bestimmt. Wie unbillig ist das! Da der Fürst und seine Minister den Unterthanen Gesezze geben, so sollten sie wohl so billig sein, sich im Gegensatze von den Unterthanen Gesezze geben zu lassen. Die Natur der Sache erheischt das. Eine Gegenmacht, die im Guten stärket, und von Ungerechtigkeit abhält, muß doch ein jeder Mensch haben, der Fürst so gut, als der Unterthan. Wer zeichnet dem Fürsten die Bahn vor, aus deren Gränzen er ohne Nachtheil des Landes nicht treten darf; wer erinnert ihn ernstlich an seine Pflicht, wenn es nicht das Volk thun darf? Jeder Regent, sagt ihr, ist an seine eigenen Gesezze gebunden, und bedarf also keiner fremden Gesezgebung, zum allerwenigsten einer Gesezgebung von Menschen, welche niedriger sind, als

als er, welche ihm Gehorsam und Ehrfurcht schuldig sind. Sein Ansehn würde darunter leiden. Wie klein, wie wenig unzureichend sind diese Einwürfe! Ist der Fürst mehr als ein Mensch? Ist der Mensch allemal im Stande, hat er allemal Neigung genug, sich selbst im Zaume zu halten? Wie wenig kann der Mensch, er mag Fürst oder Bettler sein, seinem eigenen Herzen trauen; wie leicht schlüpfet man über Verbindlichkeiten weg, besonders wenn einem die Erfahrung sagt, daß man dabei nichts zu befürchten habe! Die Ehrfurcht, die man dem Regenten schuldig ist, fällt dadurch nicht weg. Wenn das Volk ihm Gesezze giebt, wenn diese Gesezze ihn im Zaume halten, so begehret er etliche Ungerechtigkeiten weniger, so unternimmt er etliche gerechte, pflichtmäßige und schöne Handlungen mehr; um eben so viele Grade, als er weniger schadet, mehr nützet, wächst alsdann auch die Ehrfurcht des Volks gegen ihn. Ihr Politiker habt nur immer den Fürsten vor euren Augen, und niemals das Volk; ihr macht immer einen Abgott aus ihm; sprecht immer von ihm, als wenn er nur da wäre, um sich anbeten zu lassen. Wenn die Nation sein Richter wird, sagt ihr, so fällt sein Ansehen herunter. Sagt mir einmal, was ist wichtiger, fürstliches Ansehen, oder Landeswohlfahrt? Es ist zu wünschen, daß nun einmal auch ein Kobey für Regenten entworfen werde. Vor allem müßte darin auf die Entfernung der feilen Schmeichler und Höfinge vom Throne angetragen werden. Es müßte darin festgesetzt

gesetzt werden, daß das Vorrecht, das Staatsruder zu lenken, nicht mehr ausschliessend unter dem Adel bleibe. Jeder Bürger und Unterthan, sei er auch aus der niedrigsten Klasse, sollte der Rathgeber und Minister des Fürsten sein können. Diese kennen die Bedürfnisse des Landes besser, und meinen es redlicher mit demselben, sind weniger für ihr Privatinteresse, als für die Wohlfahrt des Ganzen besorgt. Der Zutritt zum Fürsten sollte nicht mehr als eine Gnade angesehen werden; jedem Bedrängten soll ihn der Fürst ohne Schwierigkeit, und zu allen Zeiten aus Pflicht offen lassen. Das Volk soll das Recht haben, nützliche Anstalten vorzuschlagen, und den Fürsten zur Einführung einer guten Sache ernstlich zu ermahnen. Es soll das Recht haben, sich der Einführung unnützer, offenbar schädlicher Dinge, oder harten Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu widersetzen. Der Fürst soll nicht mehr thun dürfen, was er will, sondern was gerecht oder seine Pflicht ist. Als noch keine zahlreiche stehende Milizen eingeführt waren, hatte man etwas, das dieser Verfassung ähnlich sah. Die Landstände waren damals die Gesetzgeber des Fürsten. Diese hielten die mögliche Ausschweifung der souverainen Macht in Schranken, und schützten die Rechte der Nation. Warum ergreifen diese Schuzengel des Volkes die ihnen von Natur zukommenden Rechte nicht wieder? Aber alsdann fällt der Name Monarch weg! Alsdann ist's eine Art von republikanischer Regierungsform! — Nichts weniger! Es bleibt ihm noch sehr vieles zu thun

§

übrig;

übrig; er kann noch sehr viel Gutes eigenmächtig stiften; er kann noch immer Selbstherrscher sein, wenn der Gegenstand seiner Befehle und Anstalten billig und nützlich ist. Nur in Rücksicht böser Unternehmungen ist ihm eine andere Macht entgegengesetzt. Hat der Regent durch obiges noch nicht Vorrang genug? Oder soll um eines Menschen willen, der sich Fürst nennet, das Staatsglück untergehen.

3.

Ich sah auf meinen Reisen in verschiedenen Gegenden Deutschlands an sehr vielen Dörfern sehr hohe Maibaume, so hoch, wie ein mittelmäßiger Thurm. Die meisten waren mit künstlichen Blumen, mit seidenen Bändern, auch zuweilen mit Figuren geziert. In manchem katholischen Dorfe war auf einem und eben demselben Baume Hanschen und Gretchen, und Christus am Delberge, Hanswurst mit dem Pritschholze und St. Anton von Padua mit dem Degen in der Hand zu sehen. Mögt ihr immer am ersten Maientag solche Bäume aufstecken, dacht ich mir; ihr jungen Dorfpurschen habt damit eure Freude, oder ihr macht eurem Mädchen Freude damit. Der Tag, an welchem ihr's thut, ist ein ländliches Fest für euch, und die Mühe, die ihr euch damit macht, wird euch durch ein unschuldiges Vergnügen zehnfach belohnet. Mögt auch eure Bäume mit Heiligengeschichten oder mit Narrenspoffen zieren. Wem krümt es ein Haar? Was schadet dies der Moralität, ob es gleich Mißbrauch ist?

Aber

Aber eine große Wohlthat an der Menschheit könntet ihr thun, wenn ihr zu den Dingen, womit ihr die Bäume schmücket, noch etwas hinzu setzt. Was dieses sei? Eine Laterne auf dem Gipfel des Baumes. Auf solche Art würden eure Maibäume nicht bloß euch selbst Vergnügen machen, sondern auch andern nützen. Sie wären auf dem festen Lande eben das, was auf dem Meere die Leuchttürme sind. Wie trefflich dürfte ein solcher Wegweiser dem müden ängstlichen Wanderer zu statten kommen, der im Dunkel der Nacht nicht weiß, wo er hintritt, der ängstlich nach einem Dorfe sich sehnet, worin er den übrigen Theil der Nacht ausruhen kann, und anstatt es zu erreichen, oft dasselbe verfehlet, weil er den Weg nicht kennt, und nichts zugegen ist, das ihm zum Wegweiser diene. Wenn ich zu befehlen hätte, die Maibäume müßten mir Leuchttürme werden, und die Menschheit würde mir dafür danken.

4.

Führen Sie keine Kontrabande mit sich? fragt beinahe in jedem Lande ein aufgestellter Mauthbeamter oder Waaren-Beschauer, wenn ein fremder Reisender an eine Gränze, oder vor eine Hauptstadt kömmt.

Mein Herr, sagte ich zu dem ersten, der auf meinen Reisen mit diesem Sprüchelchen gegen mich aufgezo-gen kam, ich weiß nicht, was Sie unter diesem Worte verstehen.

Ich meine, antwortete er, ob Sie keine fremden, hier zu Lande verbotenen Waaren, keinen fremden Schnupf- oder Rauchtobak, neue Leinwand, neue Seidenwaren, Wollenzeuge, Strümpfe und dergl. bei sich haben?

Nichts von allem dem, sagte ich ihm. Auf der Welt nichts, als ein Bißchen alte Wäsche, einen abgetragenen Rock, und gestifte Strümpfe. Er wollte meinen Worten nicht glauben, machte sich über meinen Reisekoffer her, sperrte auf, und durchwühlte alles von oben bis unten. Nachdem er meine Siebensachen gesetzmäßig hinlänglich begast und befühlet, und ich $9\frac{1}{2}$ Groschen Mauthgebühr bezahlet hatte, ließ er mich im Frieden dahin ziehen.

Was doch die Menschen für wunderliche Begriffe haben! dachte ich mir, als ich meinen Weg weiter fuhr. Sie sehen so fleißig nach, ob nicht jemand verbotene fremde Waaren mit sich führe; aber ob er nicht fremde Unarten, Krankheiten, Laster mit sich bringe, darnach fragt kein Mensch. Sind diese keine Kontrabande? Sind sie dem Staate nicht schädlicher als erstere? Gewiß haben Fremdlinge sehr vieles beigetragen, den Rationalcharakter der Völker zu verderben. Durch sie breitete sich der unwürdige Geist der Ländelei und des Französisimus in Deutschland aus, und die alte Redlichkeit, Treu, Geradheit gieng verloren. Korreß und sein Gefolge brachten die Kontrabande schlechter Sitten nach Mexiko, so wie Kolon und seine Leute nach ganz Amerika, und machten dieses vor-

hin

hin freie, glückliche Volk nicht nur phisich, sondern auch moralisch unglücklich. Sie wurden mit europäischen Lastern bekant, und von denselben angesteckt. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß man den Begriff von Kontrabande einmal weiter ausdehnte, und dem Einbruche schlechter Sitten von aussen her Einhalt zu thun sich mächtig bestrebe! Man denke doch nicht immer an das Dekonomische allein; man lasse doch dieses nicht seine einzige Sorge sein! An dem moralischen Zustande des Staats liegt ungleich mehr. Warum stellet man immer bloß Waarenbeschauer zu Gunsten seiner Finanzen, warum nicht auch zu Gunsten eines würdigern Zwecks Sittenbeschauer an? Vor allen andern Aemtern sollte dieses im Staate eingeführt sein. Die Vorschrift, nach welcher sich diese Beamten zu richten hätten, wäre nach meinem Plane ungefähr folgende:

I. Alle Französinnen, welche aus irgend einem Verdel in Paris entlaufen, und nun nach Deutschland kämen, um als Gubernantinnen deutsche adeliche Fräuleins zu erziehen, würden wieder an ihre Heimat zurückgewiesen. Denn die Künste der Koketterie, die Kunst sich artig zu puzen, zu liebäugeln, Romane geschickt anzulegen, auf eine gute Art in Ohnmacht zu fallen, oder den Fächer anständig zu führen, alle diese Künste, welche von französischen Gubernantinnen gewöhnlich gelehret werden, sind Kontrabande.

II. Das nämliche gilt von französischen Abbe's, oder andern jungen Herrchen aus Frankreich, welche

che sich mit 'Erziehung deutscher Jugend abgeben wollen, und sie zu feichten, faden, wizelnden Geschöpfen machen.

III. Aller Eintritt römischer Bullen, Breven, Bellarminischer Grundsätze, mönchischer Andächtigkeiten und dergleichen wäre verboten. Vorzüglich gehörte hierunter der Probabilismus der Jesuiten. Er machet die Menschen zu Ungeheuern.

IV. Alle jungen Herrchen, welche von ihren Reisen zurückkommen, sollten an der Gränze genau untersucht werden, ob sie ihre alten Besinnungen behalten, oder andere angenommen haben, ob sie geneigt seien, das Ausland auf Kosten ihres Vaterlandes zu erheben, und Verachtung gegen dasselbe zu verbreiten. In diesem Falle wäre ihnen der Eintritt verwehret.

V. Fremden Stuzern, von denen sich nichts anders erwarten läßt, als daß sie die Eingebornen durch ihr Beispiel verführen, und Galanterie, Weichlichkeit, Hurerei, Ehebruch und dergleichen zur Mode machen, soll der Aufenthalt im Lande ver sagt sein.

VI. Auf Romane, Komödien, und sogenannte scherzhafte Gedichte soll man ein wachsamcs Auge haben. Kein Buch, welches Leichtsinn, Empfindelei, Verachtung der Pflichten, Geringschätzung der Tugend einflößet, und die Sitten verderbt, soll ins Land gebracht werden dürfen.

VII. Ausländische Gaukler, Taschenspieler und Hazmeister sollen nicht eingelassen werden. Erstere ziehen das Publikum von ernsthaften Dingen

gen ab, flößen ihnen Liebe zu Kleinigkeiten ein, verleiten es, auf unnütze Dinge einen hohen Werth zu setzen. Letztere gewöhnen das Volk durch den Anblick grausamer Spektakel zur Hartherzigkeit, und machen, daß es auch zur Grausamkeit gegen Menschen ausartet. Ich habe auf meinen Reisen in einer berühmten volkreichen Stadt einen Mann getroffen, welcher einen jeden gegen eine festgesetzte Gebühr nicht nur verschiedene sogenannte Kunststücke lehrte, sondern auch gewisse Arkana verkaufte. Unter diesen war eine Dinte, welche die Kraft hatte, daß alle Buchstaben, welche mit derselben auf weißes Papier geschrieben wurden, nach Verfluß einiger Tage gänzlich erloschen, und nur das leere unbeschriebene Papier zu sehen war. Dergleichen Arkana sind als die schädlichste Kontrabande samt ihren Urhebern aus den Gränzen zurückzuweisen. Sie können zu den schändlichsten Betrügereien, zu Verfertigung falscher Quittungen, falscher Wechsel u. d. gl. Anlaß geben.

VIII. Alle fremde Avaturiers, Luftigmacher und dergleichen verleiten durch ihr Beispiel zum Leichtsinne, und zu einer schwärmerischen Lebensart. Ihnen soll daher der Eingang in das Land verschlossen werden.

Die Begriffe, die man bisher von der Kontrabande hatte, waren nicht bloß darum, weil man Natur- oder Kunstprodukte darunter verstand, sondern auch aus der Rücksicht sehr einseitig, daß man immer nur fremde Produkte als Kontrabande betrachtete. Einheimische, die sich mitten im Lande entwickeln,

wikeln, von Inländern selbst veranlaßt worden, sind es gewiß so gut, als ausländische. Herabstimmung des Volkes zur Kleinmuth, Verzeiſung durch sogenannte Bußprediger in katholischen Staaten, Verleitung zum Aberglauben, zur Angst und zum Schrecken durch Mönche, Wahrsager und Zigeuner, Heppigkeit, Schwelgerei, Müßiggang, Lottoſucht, Spielfucht überhaupt, ſind gewiß einheimiſche Kontrabande. Alle dieſe Gebrechen ſollten als Kontrabande behandelt und ausgeſchloſſen werden. Zu dieſem Behuſe ſollten Sittenbeſchauer aufgeſtellet, und ihnen unumſchränkte Macht ertheilet werden, alles zu unternehmen, was zur Erreichung der erhabenen Abſicht, und zur gewiſſenhaften Erfüllung ihres Berufes etwas beitragen kann. Die Römer waren keine Thoren, daß ſie das Amt der Zenſoren eingeführt hatten. Unſere heutige Polizei erſetzt dieſes Amt lange nicht.

E n d e.

154898

ULB Halle

3

005 422 183



Sb.

R

C. G.
H. P.
R.
d.
B.
H.



Inches 1 2 3 4 5 6 7 8
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

Farbkarte #13

B.I.G.

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black



2
ts,
caftere,
Buch
nen.
odewelt.
ig, 1786.

